



Schlesischer
Weihnachts-
Almanach

Ed
322



Schlesischer Weihnachts- Almanach

*Der du Anfang bist und Ende,
Fürst des Lebens, Herr der Zeit,
Breite segnend deine Hände
Über Not und Schuld und Leid.*

*Tröste väterlich die Armen,
Die in Not und Elend stehn,
Laß sie gläubig dein Erbarmen,
Deine Kraft und Liebe sehn.*

Fritz Woike

Herausgeber: Lic. Dr. Hultsch

Schlesische Evangelische Zentralstelle, Goslar

Fd 322



Gesang der Engel *

Wir bringen ein erstes Grüßen,
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unserer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unseren Lippen
Die erste Röte des Tags.

Es leuchtet von unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimat;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

K 119394
843 677 T

Gerhart Hauptmann
(Aus: Hanneles Himmelfahrt)

Martin-Opitz-Bibliothek Herne
Ausgeschieden aus dem Bestand
Inventar-Nr. ... 15. Feb. 1984
Herne, den ... W-9413684
6076.52 6.7. 15.000,-

[Ers...
Bibliothek



Schneekoppe und Prinz-Heinrich-Baude

Und in dem Schneegebirge,
da fließt ein Brunnlein kalt,
.I. und wer dies Brunnlein trinket
wird jung und nimmer alt .I.

Ich hab' daraus getrunken
so manchen kühlen Trunk.
.I. Ich bin nicht alt geworden,
ich bin noch allzeit jung. .I.

Ade, mein Schatz, ich scheid,
ade, mein Schätzelein!
.I. Wann kommst du aber wieder
Herzallerliebster mein? .I.

Wenn's schneiet rote Rosen
und regnet kühlen Wein,
.I. Ade, mein Schatz, ich scheid,
ade, mein Schätzelein! .I.

Es schneit ja keine Rosen
und regnet keinen Wein,
.I. d'rum kommst du auch nicht wieder,
Herzallerliebster mein! .I.

Neues Leben aus Ruinen

Wem es gelingt, sich einmal mit wachen Sinnen über die täglichen Sorgen und Zukunftsängste zu erheben, der sieht sich mitten in eine fruchtbare, interessante Zeit hineingestellt, sieht die Geistesströmungen, Weltanschauungen, Religionen durcheinander wogen, miteinander ringen, sieht immer neue auftauchen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ — wer darauf warten könnte!

Da steht der alte *Materialismus* wieder auf, der Diesseitsgeist in Gestalt von Kommunismus oder Kapitalismus. Als hätte der Mensch keine Seele! Wir wissen jetzt, wie er ein Volk verderben, Völker gegeneinander hetzen kann. Wir glaubten ihn tot — er lebt noch. Auf dem Höhepunkt angelangt, zeigt jede starke Bewegung auch ihre Schwächen. Auch der Materialismus hat sie deutlich gezeigt.

Es meldet sich wieder der *Idealismus*, uns menschlich viel näher, sympathischer. Unsere liebsten Dichter, Philosophen, Schriftsteller gehören zu ihm. Wir sehen die schier unendliche Reihe durch die Jahrhunderte auf uns zukommen. Das sind Menschen mit hohen Idealen, auch Ewigkeitsmenschen unter ihnen mit großen Gedanken und reinen Herzen. Aber wir merken auch, wie Idealismus und Optimismus meist eng verbrüderet sind. Nein, sie kennen das Menschenherz nicht in seiner furchtbaren Tiefe. In guten Tagen herzliche Begleiter, in trüben Tagen versagen sie. Goethe ist alles — nur kein Tröster in der Not, kein Erlöser aus der Gewissensangst, kein Retter im Niedergang des Volkes.

Die Dritten suchen eine neue *Religion*. Sie sind heute besonders eifrig, und den Sekten blüht der Weizen. Aber wir spüren bald, was sie belebt und zur Sensation macht, sind Menschengebilde. Unwillkürlich empfinden wir: Religion ist nur etwas, wenn sie

Offenbarung ist. Ohne Offenbarung ist sie tot, ein Widerspruch in sich selbst, „der Herren eig'ner Geist“.

Uns begegnet auf unseren Wegen immer wieder der Christus. Eigentümlich, daß heute jeder, der irgendwelche neue Religion will, den Christus hineinstellt, mit ihm anzuziehen versucht. Das war nicht immer so. Uns, die wir ihn zu kennen glauben, wird dabei aufs neue deutlich, wie groß er neben allen anderen, wie so ganz anders, wie unentbehrlich er ist. Uns ist er derselbe wie seinen ersten Jüngern: der Führer in Wort und Tat, der Tröster, der ganz Ernst macht mit unserer Bosheit, und der doch so gütig ist, kurz, ein Führer zur Ewigkeit, über die Diesseitigkeit hinaus. Er veraltet nicht, ist jederzeit der Gegenwärtige, der gerade unserer Gegenwart etwas zu sagen hat.

Das ist nur erklärlich, wenn er aus einer anderen Region stammt, göttlich, unirdisch in seinem Sein. Darum, wenn wir neues Leben aus Ruinen wollen: Er ist unser Führer. Selbst auf Gottes Seite, zieht er uns zu sich. Ohne ihn sind wir nichts, mit ihm eine Macht. Er hat Worte des ewigen Lebens.

Möchte unser Schlesischer Almanach den Hauch ewigen Lebens spüren lassen!

D. Zinner

*Wie ein Pfeil entfleucht die Zeit,
Immer wechselt Lust und Leid,
Liebe währt in Ewigkeit.*

(Mörrike)

Monatsbesprechungen

Januar - Eismond

„Januar — Eismond“ stand in den alten Kalendern, die unsere Großväter gern zur Hand nahmen, um behaglich in ihnen zu blättern, Nachschau zu halten, wie das Wetter werden würde, ein Geschichtlein zu lesen, oder das Verzeichnis der Märkte und Messen zu studieren. Gleich auf dem ersten Monatsblatt fanden sie dann die aus weiser Erfahrung heraus entstandene Bauernregel: „Der Januar muß krachen, soll uns der Frühling lachen!“ Dieser Spruch brachte treffend zum Ausdruck, was wir empfanden. Ein Winter ohne Schnee war nichts für uns. Der Januar mußte streng sein. Zwanzig bis dreißig Grad Kälte konnten wir noch ertragen, wenn uns auch die Nasen dabei manchmal blau gefroren. So tief unter den Nullpunkt sank das Quecksilber zwar nicht immer, aber es gab doch Jahre genug, in denen sich der Januar als ein überaus strenger Regent zeigte. Dann loderten die Scheite in unseren großen Kachelöfen, und an den Scheiben der Doppelfenster blühten die Eisblumen in geheimnisvoller Schönheit. Lange Eiszapfen hingen von den Dachtraufen nieder, Schlittenschellen läuteten durchs Land, die Mühlteiche waren gefroren bis auf den Grund und zu Tümmelplätzen für die schlittschuhlaufende oder „kaschelnde“ Jugend geworden. Die Gebirgsbewohner waren oft von der Außenwelt abgeschnitten, wenigstens für kurze Zeit, aber die Winterpracht, besonders im Riesengebirge, war überaus eindrucksvoll. Tausende begeisterte Skisportler aus aller Welt erklimmen den Kamm, und in den Bauden herrschte ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Auf den Teichen wurde das Eis geschnitten und in wohlgeformten Blöcken in die Keller der Brauereien geschafft, und in den Bauernstuben saß alt und jung gemütlich beim Federnschleifen. Mochte es draußen frieren und stürmen, in der Stube, beim Ticken des „Seegers“, unserer traulichen Wanduhr, waren wir geborgen, und wenn es der Januar gar zu arg trieb, trösteten wir uns mit dem Sprüchlein: „Gestrenge Herren regieren nicht lange!“

Der freudenreiche Februar

Wenn der Februar in unserer Heimat Einzug hielt, war es, als ob uns eine Unruhe überfallen wollte. Wir nahmen den Kalender zur Hand, um nachzuschauen, wie weit wir auf dem Wege zum ersehnten Lenz schon vorangekommen waren. Auch über den „Feber“ oder „Hornung“ hatten die Bauern manches Sprüchlein bereit. Da stand: „Wenn die Tage langen, kommt der Frost gegangen!“ oder: „Wenn im Februar die Mücken geigen, müssen sie im März schweigen“, und gleich darunter: „Zu Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Stalle als die Sonne!“ Das liebste Sprüchlein aber war uns immer dieses: Wenn's im Hornung stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit.“ Aus alledem ging hervor, daß der Februar noch voll und ganz zu den Wintermonaten zählte, und daß es nicht gut war, wenn er sich anders zeigte. Auf der Oder trieben indessen schon die „Brieger Gänse“ und sagten uns, daß der Frühling nicht mehr allzu fern sei. Mit stiller Freude sahen wir diesen wandernden Eisschollen alljährlich nach.

Schlesien war keine Domäne des Prinzen Karneval, wie etwa das Rheinland, aber Faschingsfreuden gab es im Februar auch bei uns. Wir brauchen nur an die Maskenbälle und an die vielen Bockbierfeste zu denken, nicht zu vergessen die großen Faschingsveranstaltungen in Breslau. Gab es viel Schnee, dann läuteten die Schlittenschellen hin und her, denn es wurde viel auf Besuch gefahren. Die Hausfrauen buken Pfannkuchen, kugelrund und schön locker, Schweine wurden geschlachtet und Wellfleischessen veranstaltet. Da wurde natürlich auch manche frische Wellwurst aufgebrochen, und ein guter Korn durfte nicht fehlen.

März - der Monat der Stare

„Okuli, da kommen sie!“ stand im Kalender. Okuli, das war einer der Sonntage im März, deren Namen wir in der Schule so manches liebe Mal aufsagen mußten: Invokavit, Reminiscere, Okuli, Lätare, Judica, Palmarum. Und Okuli galt als der Tag der Stare. Sie kamen manchmal schon zeitiger, aber stets gab es zwischen ihnen und den Sperlingen, die sich in ihren „Mästen“ eingenistet hatten, blutige Keilereien. Sieger blieben die Stare in jedem Falle. Sie waren erstens die stärkeren und zweitens hatten sie das Recht auf ihrer Seite. Schließlich hießen die Nistkästen an den Bäumen nicht Sperlingsmästen, sondern Starmästen.

Wie freuten wir uns, wenn das kecke Pfeifen hoch in den Wipfeln wieder ertönte. Mochte der Winter immer noch mit Eis und Schnee drohen, das erste Veilchen am Wiesenrande vor Kälte zittern, mochten die Schneeglöckchen in den Gärten Sturm- und Graupelschauer über sich ergehen lassen müssen, es war doch März, Frühling, neues Erwachen in Feld und Flur. „Im Märzen der Bauer sein Rößlein einspannt!“ sangen die Kinder, und sie freuten sich schon auf den Sommersonntag, der ihnen wieder Gelegenheit gab, mit bändergeschmückten Stäbchen, mit Körblein und Säcklein von Haus zu Haus zu ziehen und das Wunder vom wiedergekommenen Frühling singend kundzutun. „Rot Gewand, rot Gewand, schöne grüne Linden“, jubelten sie in den Sommersonntagmorgen hinein, der freilich manchmal so rauh war, daß sie in ihren Röcklein und Höslein vor Kälte zitterten und ganz „verhiewert“ dastanden. In jedem Hause bekamen sie die sogenannten „Beegla“, süßes Schaumgebäck in Ring- oder Brezelform, oder es regnete Pfennige in ihre hingehaltenen Hände. Beim Dorfkrämer gab's Abziehbilder, vielleicht auch ein paar Pfeffernußlein. Dort aber, wo dies alles ausblieb, wo Geiz und Scheelsucht regierten, brachten sie ihr keckes Spottverslein an: „Hiehnermist, Taubamist, ei dam Hause kriggt ma nischt...!“ Das Sommersingen wurde übrigens nicht nur in den Dörfern und kleinen Städten, sondern nach wie vor auch in den verkehrsreichen Straßen Breslaus ausgeübt. Es war ein alter Brauch, der sich durch die Jahrhunderte als lebenskräftig erwiesen hatte, trotzdem es auch Leute gab, die über ihn die Nase rümpften und ihre Kinder bewußt von diesen „Bettelfahrten“ fernhielten. Das waren die toten, verknöcherten Seelen, dürre Zweige am Baume des Volkstums. In einzelnen Gegenden unserer Heimat, besonders um den Zobten herum, lebte auch noch der Brauch, am ersten März den lieben Nächsten zu necken und ihm, wenn er auf die Neckerei hineinfiel, „Märzakoater, Märzakoater!“ zuzurufen. Das gab dann immer viel Gelächter und ein vergnügliches Herüber und Hinüber im Zeichen des neuen Frühlings.

„Märzenstaub bringt Gras und Laub!“ stand im Kalender. Das hieß, daß den Bauern ein leidlich trockener März lieber war als ein allzu feuchter und kalter.

April - April . . . !

Zum April geführt zu werden war nicht gerade angenehm, denn derjenige, dem es passierte, lief dann den ganzen Tag als Aprilochse herum. Deshalb mußte man sich am 1. April sehr in acht nehmen

und durfte nicht alles glauben, was einem die Leute erzählten. Trotzdem fiel jeder einmal auf einen Scherz herein und hatte den Titel Aprilochs weg, ehe er sich versah.

Auch in Schlesien war der April launisch und unzuverlässig. Das Wetter wechselte viel, und was am Morgen galt, war oft am Mittag schon hinfällig geworden, ganz zu schweigen vom Nachmittag und Abend. Der April hieß auch Ostermond, trotzdem er es nicht immer war. Mit besonderer Lust führten die Bauern von Schönwalde unter dem Eulengebirge ihre festlich geschmückten Pferde aus den Ställen zum Osterumritt. Im Lichte der Morgensonne blitzten die Trompeten, die Banner wehten in der blauen Frühlingsluft, und alles sah festlich und feierlich aus. Der alte Brauch des Saatenreitens hatte sich in diesem Dorf noch lebendig erhalten und fand alljährlich statt, auch dann, wenn Schneeflocken über die Felder wirbelten und noch kein Lärchenlied zu hören war. Schöne alte Weisen wurden bei dem Umritt gesungen.

Im April kehrten die Schwalben heim, und ihr fröhliches Gezwitscher war glückverheißend für alle. Ihnen folgte alsbald der Kuckuck, und so ging es weiter von Tag zu Tag, bis die lieben Sänger endlich wieder alle da waren von ihrer weiten Reise. Den Schluß machten die Störche, fröhlich begrüßt von alt und jung. Schon gab es auch junge Gänschen, die mit ihren eifersüchtig wachenden Eltern auf dem Anger herumtrippelten, lichtgelb wie die blühenden Palmenkätzchen an den Bachrändern.

Der Mai ist gekommen!

Als lachender Knabe zog der Mai auch ins schlesische Land, begrüßt von Kuckuck und Pirol, geschmückt mit Kirschblüten und Springauf. So nannten wir die Maiglöckchen in unseren Wäldern.

Auch bei uns wurde der Mai „Wonnemonat“ genannt, aber wir wissen, daß er sich nicht immer von der wonnigsten Seite zeigte. Er brachte in seinem Gefolge vier ungemütliche alte Herren mit, die sogenannten Eisheiligen. Mamertus, Pankratius, Servatius und Urban hießen sie, und er räumte ihnen oft allzu große Freiheiten ein. Heftige Kälteeinbrüche folgten auf schöne warme Tage, und nicht nur in den Bergen, sondern bis weit in die Ebene hinein, kam es am Monatsanfang manchmal noch zu leichten Schneefällen. Der Schaden an den jungen Gartenpflänzchen, an Obst- und Beerenblüte war mitunter recht beträchtlich. Die Bauern hatten auch

für den Wonnemonat ihre besonderen Sprüchlein: „Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheune und Faß!“ sagten sie. Sie sagten aber auch: „Ein nasser Mai macht viel Geschrei und wenig Heu!“ Hier schienen sich die Prognosen zu überschneiden; fest stand jedoch, daß ein mäßig kühler Mai mit häufigen Niederschlägen erwünschter war als ein trockener.

Der Himmelfahrtstag lockte große Menschenmassen nach Gorkau-Rosalienthal am Zobten, wo der sogenannte Heiratsmarkt stattfand, der jedoch nichts weiter war als ein harmloses Gartenkonzert mit Tanz und Volksbelustigungen. Eine ähnliche Veranstaltung hatte auch Sibyllenort aufzuweisen. Weit und breit berühmt war die Fliederblüte im Schloßpark von Domanze.

Das alte Brauchtum, das sich um die Ankunft des Maien einmal gerankt hatte, war zum größten Teil vergessen. Da und dort wurde noch ein Maibaum gesetzt, doch von den Pfingstbräuchen der Alten war nicht mehr viel übrig geblieben. Allerdings konnten die pfingstlichen Schützenfeste in den Städten oft auf eine jahrhundertealte Tradition zurückblicken. Pfingsten und Mai gehörten begrifflich zusammen, wenn sie auch zeitlich nicht immer zusammentrafen. Fröhlich sprangen die Kinder umher und sangen ihr altes Liedchen: „Maikäfer fliege, fliege bis uff Striege“, die Schwalben zwitscherten dazu, der Kuckuck rief, der Pirol flötete und die Störche ließen ihr munteres Klappern hören. Der Mai war gekommen.

Nun kommt daher die Sonnenwend! - (Juni)

Es gab in unserer schlesischen Heimat ein altes Volkslied: „Nun kommt daher die Sonnenwend, mit ihrem schönen hellen Schein, die liebe, heilige Sonnenwend.“ Die neue Generation kannte es nicht mehr. Es gehörte zu den vielen verschollenen Kostbarkeiten schlesischen Brauchtums. Irgendwann einmal ist es geschrieben worden, im schönen Monat Juni, zur Zeit der Sonnenwende. Rosenblüte und Heumahd, erste, frühe Kirschen, Blaubeeren und Erdbeeren waren die Kennzeichen dieses glücklichen Monats. An allen Waldrändern blühten die Heckenröslein, an allen Steigen glühte der dunkelrote Mohn, und die bräunlich blühenden Wiesen waren mit den zarten, weißen Sternen der Margueriten übersät. Im hohen grünen Korn schlug die Wachtel: „Fürchte Gott, — traue Gott!“ deuteten die Bauern ihren Ruf. Bis zum 24. hin wuchs der

Tag, und die Nächte wurden immer kürzer. Kaum gab es noch eine wirkliche Finsternis. Es herrschte die grillendurchzirpte und von grünflimmernden Leuchtkäfern durchschwärmte mitternächtliche Dämmerung.

Der Sonnenwend- oder Johannisabend war in Dorf und Stadt ein Freudenfest. Von allen Höhen leuchteten die Feuer ins Land, um die sich die alten und die jungen Menschen scharten, um den Abschied des Frühlings und den Beginn des Sommers zu feiern. Glühende Besenstümpfe wurden geschwungen, Lieder und Feuersprüche klangen auf. Um diese Zeit fand in Breslau auf dem weiten Messengelände eines der größten Volksfeste Schlesiens statt, das Johannisfest. Wenn es auch nicht auf alte Überlieferungen begründet war, so hatte es doch bereits Tradition gewonnen und war allen Schlesiern ein feststehender Begriff. Der riesige Platz mit seinen Zelten, Schaubuden, Karussells, Hochbahnen und Verkaufsständen aller Art konnte die Besucher kaum fassen, die aus allen Teilen der Provinz herbeigeeilt waren. Oft war mit dem Johannisfest eine landwirtschaftliche Ausstellung verbunden, und auch Sportkämpfe fanden im Zusammenhang mit ihm statt.

Erntezeit - Kirschenzeit - (Juli)

Im Juli begann auf den weiten Feldern der schlesischen Ebene und des Hügellandes die Ernte. Schon am Monatsanfang war die Wintergerste schnittreif. Ihr folgte in kurzen Abständen der Roggen, während Weizen und Hafer im allgemeinen erst im August hereingeholt werden konnten. Mit dem Roggen zugleich waren die Kirschen reif geworden. Unsere Heimat war ein Kirschenparadies im wahrsten Sinne des Wortes. Lange Kirschenzüge rollten in der Zeit der Schütte nach allen Richtungen hin, besonders aber nach Berlin.

Auf den Feldern rann der Bauernschweiß über die gebräunten Stirnen. Die Ernte war in vollem Gange. Welch prächtiges Bild bot sich dem Auge dar, wenn die Kornpuppen in langen Reihen auf den Feldern standen, die alte Windmühle darüber ihre Flügel schwang und am blauen Himmel die weißen Sommerwolken sich schweigend emportürmten. Weit offen standen alle Scheunentore, und ohne Unterbrechung rollten vom Morgen bis zum Abend die hochbeladenen Fuder auf die Tenne.

Die Zeit der Hundstage - (August)

Wenn wir den Monat August schrieben, dann herrschte König Sommer unumschränkt über unserer Heimat. Brütende Hitze lag über den zum großen Teil schon abgeernteten Feldern, die Luft flimmerte, die Wege waren trocken, die Bäche führten weniger Wasser wie zu anderen Zeiten.

Die Hundstage waren gekommen. In Schweiß gebadet stand der Bauer auf dem Feld, aber er freute sich, denn so sollte es ja sein: „Was der August nicht kocht, läßt der September ungebraten“, sagte ein altes Sprichwort. Es brachte in derb-anschaulicher Weise zum Ausdruck, daß ein kühler August dem Heranreifen der Früchte nicht dienlich war. Der Apfel, die Birne, die Pflaume, die jetzt nicht in der Sonne des Hochsommers gekocht wurden, blieben in ihrer Entwicklung zurück und erreichten nicht die köstliche Süße einer voll ausgereiften Frucht. Es gab auch bei uns regnerische und kühle Hochsommerwochen, doch sie waren seltener. Im allgemeinen hatten wir um diese Zeit normale Wetterverhältnisse und brauchten uns über mangelnde Hitze nicht zu beklagen. Schwere und lange Gewitter gingen nieder und brachten nach heißen Tagen und schwülen Nächten Abkühlung und Erquickung. In den Wäldern wimmelte es von Pilzen aller Sorten, und ganz besonders die Steinpilze hatten jetzt ihre große Zeit.

Allerlei Ferien- und Badefreuden brachte uns der August. Nicht nur am Strande der Oder, sondern an jedem Fließchen, jedem Bach oder Mühlteich ging es hoch her. Jubelrufe hallten von Ufer zu Ufer, und es war ein lustiges Planschen, Paddeln und Rudern bis in die Abendstunden hinein. Besonders unsere Talsperren und der große Stausee von Ottmachau sahen viele Badegäste. Jeder Tag wurde uns zur Freude, bei der Arbeit wie beim Wandern hoch in den Bergen, und wir bedauerten nur, daß die Tage anfangen, merklich kürzer zu werden. Die Nächte aber waren voller Duft und traumhafter Schönheit, so wie sie Eichendorff in seinem Gedicht besungen hat: „Es schienen so golden die Sterne . . .“

S e p t e m b e r

Er ist der Monat, der zum Teil noch dem Sommer, zum anderen Teil bereits dem Herbst angehört, und das gibt ihm einen besonderen Reiz. Der September ist der Mai des Herbstes, hat ein Dichter einmal gesagt. und er hat damit das Wesen dieses Monats gut gekennzeichnet. Blaue Septembertage, mit ihrem leichten Dunst

über der Landschaft, gehörten zum Schönsten, was uns die heimatische Natur im Wandel des Jahres zu bieten vermochte. Wie schön war es in diesen Wochen in unserer Heimat! Heiße Tage mit wundersamen, nebelfrischen Morgenstunden waren das Kennzeichen des Septembers. Die Berge standen in einem zauberhaften matten Blau. Noch trug der Wald sein grünes Sommerkleid, und nur da und dort hatte der Herbst seine ersten bunten Tupfer auf einen Baum oder einen Strauch gesetzt. Stare und Schwalben versammelten sich freilich schon und rüsteten für die große Reise nach dem Süden. Den ganzen Tag war die Luft von dem munteren Lärm ihrer Stimmen erfüllt. In den Gärten waren indessen die schönsten Früchte herangereift, und immer neue Erntefreuden erwarteten uns. Das größte Ereignis des Monats aber war die Kartoffelernte. Da wurde gehackt, gewühlt und „geklaut“. Körbe und Säcke füllten sich, und beladen bis zum Rand fuhren die Wagen in die Höfe ein, während auf den weiten Feldern die Kartoffelfeuer lustig flackerten und schwelten und mit ihrem Rauch das ganze Land einnebelten. Hütejungen hockten an den Flammen und brieten sich Kartoffeln, die, im offenen Feuer geröstet, besonders prächtig schmeckten.

Oktoberpracht - Altweibersommer

Mit großer Pracht zog der Oktober in unsere Heimat ein. Rostrot und golden flammten die Buchenwipfel in den Wäldern, und von den Kirschbäumen an den Straßenrändern löste sich langsam das schütterere rote und gelbe Laub. Altweibersommerfäden segelten durch die klare Luft, auf den Feldern wurde fleißig geackert, im Walde fiel dann und wann ein Schuß, und in den kühlen Nächten hallte der Brunftschrei der Hirsche von den Bergforsten her über das stille Land. Das Weben und Schweben der Altweibersommerfäden gab den letzten goldenen Sonnentagen des Jahres einen wehmütigen Reiz. Es weckte aber auch die Erinnerung an manches verschollene Brauchtum. Die weißen Fäden, so hieß es, kämen von den Buschweiblein, die jetzt in den Wäldern säßen und sich die Haare kämmt. Oder man sagte: Maria sitze am Wegrain und spinne das Garn zu einem Hemdchen für ihr Kind. Es sei auch jetzt die Zeit der alten Mütterchen. Sie würden noch einmal jung, und es käme vor, daß siebzigjährige oder gar noch ältere gefreit würden. Die alten Mütterchen lächelten zu diesen Geschichten. Sie hatten andere Sorgen.

So schön die Oktobersonne strahlte, so wenig konnte man sich auf ihre Beständigkeit verlassen. Zu weit war das Jahr schon in der Richtung auf sein Ende hin fortgeschritten. Aber auch der Oktober beschenkte uns noch mit vielen köstlichen Gaben. An den Walnußbäumen, die es in Schlesien bekanntlich in großer Zahl gab, platzten die grünen Schalen der Nüsse, und jeder Windstoß schüttelte schöne, reife Früchte herab. Die Grünberger hatten ihre große Zeit mit Weinlese und Winzerfesten. Stimmungsvoll war es, im Oktober über den Riesengebirgskamm zu wandern. Ein kräftiges Leuchten war überall in der Bergwelt und die früh hereinbrechenden Abende gaben Gelegenheit zu traulichem Beisammensein in den Bauden. In flammender Pracht standen die Wälder überall im Schlesierlande, und mancher alte Park wurde dem stillen Besucher um diese Zeit zum besonderen Erlebnis. Wir brauchen nur an Muskau, Sibyllenort oder an den unvergleichlichen Kurpark von Bad Warmbrunn zu denken. Herbstbilder von unvergeßlicher Schönheit boten sich hier dem Auge. Doch bald zogen Nebel herauf und trübten das heitere Antlitz der Landschaft. Fröste vernichteten die herbstliche Farbenpracht, und brausende Stürme fegten das welke Laub von den Bäumen. Auf der Schneekoppe wirbelten die ersten Flocken um den Turm der Wetterwarte. Der Winter meldete sich an.

Der Nebelmonat - (November)

Neblung hieß der November mit seinem alten Namen, und wenn wir dieses Wort hören, verband sich damit sogleich die Vorstellung von brauenden Nebelgespinsten, entlaubten Bäumen, tiefziehenden Regenwolken, Sturm- und Schneeschauern.

Am Elften aber gab es die schmackhaften, mit Mohn oder Pflaumenmus gefüllten Martinhörnchen, und auch eine Martinsgans bruzzelte auf manchem Herd. Wenn es um die Zeit schneite, sagte man: „Märta (Martin) kimmt uff 'm Schimmel gericta!“ War die Erde hart gefroren und gab es sogar Eis, dann galt das Sprüchlein: „Wenn die Gänse zu Martini auf dem Eise stehn, müssen sie zur Weihnacht im Schlamme gehn!“ Das Monatsende stand im Zeichen des Totensonntags. Die Friedhöfe waren das Ziel großer Menschenmengen, die zu den geschmückten Gräbern kamen, um mit den lieben Entschlafenen stumme Zwiesprache zu halten.

In alter Zeit fanden im November die großen Kirmesfeste statt, die oft länger als eine Woche dauerten und mit herausgehängten Fahnen, großen Umzügen, Schmausereien und Tanz im Kretscham

einen turbulenten Verlauf nahmen. „Juchhe die Kerms ies ausgeblasa, die Foahne hängt zum Dache raus!“, sang man damals, und man fragte nicht danach, ob der November ein griesgrämiges oder ein freundliches Gesicht zeigte. Nach harten Arbeitswochen brach die Lebensfreude urgewaltig durch, und es war ein einziges Feiern landauf, landab. Von diesem Brauch war nur noch die Erinnerung übrig geblieben, höchstens daß im Familienkreise kleinere oder größere Festlichkeiten stattfanden oder im Dorfkretscham Kirmes-tanz angesetzt wurde. Umzüge mit dem „Erbsenbär“ und all den anderen lustigen Kirmesfiguren gab es nicht mehr.

Vom Himmel hoch...! - (Dezember)

Dezembertage — grauer Himmel, dünnes, splitterndes Eis auf den Teichen, Tümpeln und Pfützen. Die Feldwege, die vom Rüben-fahren aufgeweicht, kaum noch begangen werden konnten, hat der Frost hart gemacht. Ein Schimmer von erstem Schnee liegt auf ihnen, doch es sind nur leicht hingestreute Flocken. Auch die kantigen Ackerschollen links und rechts auf den weiten Feldern sind hauchfein überzuckert. Die dunkelgrüne Wintersaat zeigt da und dort einen weißen Schimmer. Krähen hocken zu Hunderten auf Feldern und Wiesen. Es geht auf Weihnachten zu.

Oben, in der Grafschaft Glatz, üben die Kinder schon das alte Hirtenlied: „O Freeda über Freeda, ihr Nockwern kummt und hiert...!“ Adventfeiern finden allenthalben statt, und in den Bergwäldern werden die jungen Fichten geschlagen, die als Christ-bäume in alle Städte und Dörfer hinausgehen sollen. Alle Schau-fenster sind weihnachtlich geschmückt. Kinder stehen davor und schauen verlangend nach dem bunten Spielzeug hinter den Scheiben, die mit Eisblumen überhaucht sind. Auf Mühlteichen und Tümpeln wird gekaschelt und Schlittschuh gefahren. Bis in den Abend hinein geht das muntere Getümmel, bis aus der schwarzen Tiefe des Weltenraumes die glitzernden Sterne hervortreten. Und dann kommt ein Morgen, da gehen alle Türen leiser, klingt jeder Schritt weicher, hört man von weit her die Uhren schlagen. Es hat ge-schneit. Der erste richtige Schnee ist gefallen. Nun kann es Weih-nachten werden.

Die Weihnachtszeit in unserer Heimat war eine Zeit tiefinner-licher Freude und reger Tätigkeit. Kaufleute und Handwerker hatten viel zu tun, Bauern brachten ihre Erzeugnisse in die Städte gefahren, — schneeweiße, schwere Gänse, Äpfel, Birnen und Nüsse.

Teiche wurden gefischt, damit der Weihnachtskarpfen, der Hecht oder die Schleie rechtzeitig auf den festlichen Tisch kommen konnten, Bäcker und Hausfrauen buken in Menge den schmackhaften, vielgewürzten Pfefferkuchen, und überall waren die Mohnmühlen in Betrieb, denn ohne Mohnstriezel, Mohnklöße oder Mohnbabe durfte es nicht abgehen bei uns.

Schon war „der ale Jusuff, der Nikolaus oder „Nickel“ mit Sack und Rute in den Häusern gewesen und hatte sich die Kinder vorgenommen. Schon standen in vielen Häusern und Hütten, hoch im Gebirge die kunstvoll geschnitzten Krippenfiguren bereit, für den lange herbeigesehten Heiligen Abend.

Der 24. Dezember war ein Wochentag wie jeder andere. Handel und Wandel gingen ihren Gang, es wurde noch tüchtig gearbeitet. In den Nachmittagsstunden aber, wenn der Himmel vom zeitigen Abendrot erglühte oder große weiße Flocken feierlich niedersanken, wurde es still und stiller. Nur da und dort huschten noch ein paar Menschen mit Paketen beladen durch die Straßen. Erst wenn die Glocken zur Christnachtsfeier riefen, begann es wieder lebendig zu werden. Das größte Gotteshaus wie das stillste abseitigste Kirchlein füllte sich dann mit andächtigen Menschen. Feierlich klangen die alten Weihnachtslieder auf, und dann kam die selige Stunde der Bescherung daheim, im warmen Zimmer. Kurz waren die Tage und lang die Abende. Das Jahr klang friedlich aus und fand mit dem still oder in fröhlicher Runde zugebrachten Silvesterabend seinen Abschluß.

*

*Wir pflügen und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachstum und Gedeihen
Steht in des Himmels Hand.*

*Der tut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf
Und träuft, wenn wir heimgehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.*

Matth. Claudius

HEIMATLIED

*Schlesien, Heimat am Oderstrom,
Land unsrer Väter und Söhne,
Unter segnendem Himmelsdom
Wogende Felder auf weitem Plan,
Rauschende Wälder die Berge hinan,
Strahlst uns in leuchtender Schöne.*

*Land, das einst unsre Ahnen berief,
Die mit Hacke und Spaten,
Was in träumender Wildnis schlief,
Mühsam gerodet mit bitterem Schweiß,
Fruchtbar gewandelt mit Können und Fleiß
Wälder in Siedlung und Saaten.*

*Schlesien, Grenzland, vom Schicksal umdroht,
Land, darin wir geboren,
Land unsrer Sehnsucht und Land unsrer Not,
Opfer schürt lodernd der Liebe Brand,
Dir sind wir ewig verschworen.*

*Mutterland, das uns genährt und gepflegt,
Sieh, deine Kinder verderben!
Heimatland, das uns die Seele geprägt,
Sieh, deine Söhne irren verjagt,
Fremd und verstoßen, vom Kummer zernagt,
Drohen am Heimweh zu sterben.*

*Land in der Ferne, uns innig so nah!
Gott, laß das Wunder uns schauen,
Daß zum Trotze all dem, was geschah,
Neu uns umfange dein mütterlich Schoß,
Neu uns erblühen nach furchtbarem Los
Deine beglückenden Auen.*

Joachim Konrad

Die erste deutsche Stadt in Schlesien

Jahrhunderte kamen und gingen in slawischer Zeit, ohne dem Schlesierlande einen merklichen Kulturfortschritt zu bringen. Zwar lichtete sich der Urwald mehr und mehr, und es entstanden neue Ortschaften. Doch sahen ihre Lehmhütten mit den dürftigen Stroh- und Schilfdächern armselig genug aus. Ebenso unerfreulich war der Anblick der mageren Äcker. Der oxsenbespannte slawische Holzpflug konnte nur leichten Sandboden lockern. Der schwere fette Boden mußte umgangen werden. Der polnische Bauer fand keine Freude an einer Verbesserung des Ackerbaues; denn schwer lastete die Hand des Grundherren auf ihm, dem er leibeigen war. Was zum Leben notwendig war und was der gestrenge Grundherr von ihm forderte, das rang er dem Boden ab. Wozu sich aber unnötig plagen? So blieb Schlesien ein armes Land.

Kurz vor der Jahrhundertwende stieg endlich die Morgenröte einer neuen Zeit für Schlesien auf. Von dem benachbarten Böhmen kamen christliche Priester ins Land und predigten den heidnischen Bewohnern das Christentum. Wratislaw (Breslau) am Oderstrom, obwohl ein ärmlicher polnischer Marktplatz, wurde um das Jahr 1000 ein Bischofssitz. Das junge Pflänzlein des Christentums bedurfte jedoch noch sorgfältiger Pflege. Deshalb wurden Benediktinermönche aus dem Westen ins Land gerufen. Aber nicht nur das Beten, sondern auch das Arbeiten sollten sie Polen lehren. In die Wälder am Zobtenberge und in den tausendjährigen Eichenwald am Leubuser Oderufer brachen sie mit scharfer Axt weite Lücken, verrichteten mit unsäglicher Mühe die Arbeit des Rodens und führten mit starker Hand den deutschen Eisenpflug in den fruchtbaren Waldboden. Mit Staunen sahen die Umwohner den reichen Erntesegen. Doch zu der Nachahmung fehlten Tatkraft und Freude am eigenen Besitz. Slawische Gedrücktheit und Bequemlichkeit ließen alles beim Alten.

Im Jahre 1202 kam Heinrich I., der Bärtige, zur Regierung. Obwohl Piastenblut in seinen Adern floß, kannte und schätzte er wie sein Vater, der lange Boleslaw, deutsche Sitte und deutsches Wesen. Er sagte sich: Freie deutsche Bürger und Bauern sind viel wertvollere Untertanen als polnische Leibeigene und Hörige. Deshalb schickte er Sendboten ins deutsche Land, woher seine Gemahlin stammte. Sie mußten verkünden: Im schlesischen Waldland gibt es guten Boden in Hülle und Fülle. Da ist noch Platz für viele Dörfer und Städte. Wer einen starken Arm und eine kräftige Faust besitzt, der komme, sein Glück zu suchen! Auch die Zisterziensermönche, welche das verfallene Kloster Leubus wieder auf-

gebaut hatten, ließen ein Gleiches kundtun. Sie wollten deutsche Landsleute um sich haben und ihnen den Ackerbau auf einem Teil der Klostergüter überlassen.

Freudig hörte mancher die Botschaft aus Schlesien; denn schon wurde der Boden für die wachsende Bevölkerung westlich der Elbe knapp. Die deutsche Wanderlust lockte in die Ferne. Rasch ist daher mit Gleichgesinnten ein Entschluß gefaßt: „Auf zur Fahrt nach dem Schlesierland!“

Während die künftigen Klosterbauern über die Landesburg Boleslaws (Bunzlau) ins Innere des Landes zogen, wählten die Beauftragten des Herzogs für ihre Kolonisten einen Weg weiter südlich. Wo das Bobertal sich weitet, zwei Wegstunden nördlich der alten Landfeste Wlan, sollten deutsche Siedlungen und in ihrer Mitte die *erste schlesische Stadt, Löwenberg*, entstehen. Bis in diesen Grenzbezirk mit seinem riesigen Bannwald war die christliche Lehre wenig gedungen, reichte auch nicht der Einfluß der Leubuser Mönche. Kirchenglocken riefen hier noch nicht zum heiligen Opfer. Dagegen standen Belbog und die anderen Götter noch in hohem Ansehen. Hier gedachten die deutschen Ansiedler als Träger christlichen Glaubens sich besondere Verdienste zu erwerben. Am Boberstrand angekommen, gönnten sie sich kaum Rast nach der langen Reise, sondern drangen ungeduldig in ihre beiden Vögte, Thomas und Hartlieb, mit der Meßkette ihres Amtes zu walten. Das Langrund der Stadtumwallung, der mächtige Marktplatz, die Straßen wurden abgesteckt, und in der Mitte des Ringes wird ein freier Platz für Friedhof und Pfarrkirche gelassen. Jetzt geht es bei gespanntester Aufmerksamkeit der Ansiedler an das Verteilen der Bauplätze an Markt und Straßen. Und nun, da jeder Bürger seinen Grund und Boden kennt, hebt ein fieberhaftes Schaffen und Treiben an, als gelte es, Löwenberg an einem einzigen Tage zu erbauen. Im Jahre 1209 war es, als Herzog Heinrich I. die Stadt Löwenberg gründete und zu deutschem Recht aussetzte. Seitdem waren fast drei Jahrzehnte vergangen. In dieser Zeit hatte sich die Löwenberger Gegend gewaltig verändert. Das ehemalige Waldland und die sumpfigen Niederungen waren durch deutschen Fleiß zu gesegneten Ackerfluren geworden. Stattliche, nach fränkischer Art gebaute Reihendörfer waren entstanden, mit fest gefügten Gehöften und den langen Streifen der fruchtbaren Felder bis zu den Waldresten auf der Höhe.

Die Stadt Löwenberg bildete den natürlichen Mittelpunkt der ländlichen Siedlungen im Bobertal. Mit Schutzgraben, Wall und eichener Pfahlumzäunung wohlversehen, war sie nicht nur eine

starke Grenzfeste, sondern konnte auch im Falle der Not und in Kriegszeiten der Bauernschaft mit Weib und Kind, Gesinde und beweglichem Eigentum als Zufluchtstätte dienen. Da durch die Gnade des Herzogs die Stadt mit manchen Vorrechten ausgestattet war, hatten sich Handel und Wandel schnell entwickelt und Löwenberg zu einem blühenden Gemeindewesen gemacht.

Außer diesen Gunsterweisungen hatte der Herzog zur Freude seiner frommen Gemahlin der Stadt noch eine besondere große Wohltat zgedacht: Er wollte ihr ein würdiges Gotteshaus stiften. Lange Jahre hindurch war eine ganze Schar von Maurern, Steinmetzen und Zimmerleuten eifrig am Werke gewesen; jetzt war es beendet. Wuchtig hob sich der stolze Bau über die spitzgiebeligen Holzhäuser der Bürger empor, würdig des Herrschers, mit dem kein deutscher Fürst der damaligen Zeit wetteifern konnte, dessen Reich von den Grenzen Pommerns bis an die Abhänge der Karpathen, vom Queis bis zur Bukowina reichte. Zur feierlichen Einweihung der Kirche waren Herzog Heinrich und der Breslauer Bischof Thomas in Löwenberg eingetroffen. Eine dichtgedrängte, festlich gekleidete Menge stand am Festmorgen auf dem weiten Platz um die Kirche. Von nah und fern war das Landvolk herbeigeeilt, um den Landesherrn zu begrüßen. Noch waren Herzog und Bischof nicht zu erblicken. Da — eine Bewegung in der Menge: Vor dem Haupteingang des Gotteshauses sieht man den von der Geistlichkeit umgebenen Kirchenfürsten, angetan mit den bischöflichen Gewändern, auf dem Haupt die Mitra, in den Händen den Hirtenstab. Der Bischof ist eine eindrucksvolle Gestalt. Fast zu gleicher Zeit verkündet Trompetengeschmetter das Nahen des Landesherrn und seines Gefolges. Willig schiebt sich die Menge zusammen, um den stattlichen Ritterzug vorüberzulassen, blondbärtige deutsche Ritter im Eisenhelm, polnische Herren mit pelzverbrämter Mütze. Dort auf dem schönsten der Pferde, der mit dem Ringpanzer und dem normannischen Helm, das ist der bärtige Herzog, der Gemahl der heiligen Hedwig. Ehrfurchtsvoll und freudig entblößen alle die Häupter. Vor dem Portal steigen der Herzog und sein Gefolge von den Pferden. Bischof Thomas feiert Heinrich als Förderer und Wohltäter der Kirche und vollzieht sodann die Weihe des neuen Gotteshauses. Dann hält er seinen Einzug, gefolgt von Herzog und Volk. Das erste heilige Opfer wird in der geweihten Pfarrkirche dargebracht, der Bischof segnet Fürst und Volk und stimmt dann das Tedeum an. Und gewaltig erbraust aus tausend Kehlen:

„Großer Gott, wir loben dich!“

(Aus: *Plenzat, Wort und Werk, Band für Schlesien*)

Paul Schüffer

Johann Heß, der Breslauer Reformator

Der Ursprung der Reformation war durchaus religiöser Natur: Luthers Tat entsprang dem Bedürfnis, in seinen Gewissenskämpfen zur Ruhe zu kommen; erst der Widerstand Roms trieb ihn auf seinem Wege weiter.

Zu Anfang schien es eine Zeitlang, als werde der Kaiser, das deutsche Volk hinter sich, „die alte Opposition gegen das Papsttum wieder aufnehmen und auf den Grundlagen der religiösen Ideen ihr ein ganz neues Leben verleihen“. Als jedoch der neue Kaiser, Karl V., am 8. 5. 1521 einen Bund mit dem Papste schloß, mußte jede Hoffnung der Deutschen schwinden.

Nachdem einmal feststand, daß der Kaiser nicht das Steuer in die Hand nahm, ging die lutherische Reformation in jedem der deutschen Länder ihren gesonderten Weg. Wo es nicht, wie etwa in Kursachsen und Hessen, die Persönlichkeit der Fürsten war, die sich für sie einsetzten, da waren es vornehmlich die Städte. Das gilt besonders für Schlesien, in dem eine große Anzahl einzelner Herrschaften bestand, so daß von vornherein keine einheitliche Leitung zu erwarten war. Ja, man kann sagen, daß es überhaupt keinen „schlesischen“ Reformator gab, sondern nur einen der „Stadt Breslau“.

Das hing damit zusammen, daß die Bürger der Städte seit Beginn des Humanismus im Reich allmählich die Träger des „neuen Geistes“, die Lebendigen, Arbeitsamen, Frischen, geworden waren gegenüber den drei anderen Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Bauerntum.

Luther bewies seine hervorragende Menschenkenntnis, da er sich mit seinen Reformationsvorschlägen an die Bürgermeister und Räte der Städte wandte; und diese wiederum sahen in ihm den Führer. Gerade wie anderwärts war in Breslau das Feld für die Saat des „Neuen“ gepflügt. Hier hatte schon Eschenloer, der von Haus aus dem Papsttum anhing, aber dann dessen Auswüchse verurteilte, die Geistlichen auf die Verkündigung des Wortes und der Sakramente beschränkt wissen wollen und ausgerufen: „Gott will keinen gezwungenen Dienst haben!“ Hier, in der Nachbarschaft Böhmens, wozu Schlesien seit 1335 gehörte, waren die Gedanken eines Wiclif und Hus eingedrungen. Hier war 1450 Johann Capistrano, ein Franziskaner der strengen Richtung, der Observanten oder Bernhardiner, als päpstlicher Legat aufgetreten, um gegen die Hussiten,

aber auch von sich aus gegen klerikale Mißstände zu wirken; seinen hinreißenden, schwärmerischen Bußpredigten war es zu danken, daß eine Zeitlang die Geistlichkeit wieder die Zügel fest in Händen hielt. Doch gerade die Erfahrungen, die das Bürgertum damals machte, wirkten im Verein mit der Herrschaft des utraquistischen Böhmenkönigs Podiebrad, der allgemeinen Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen und nicht zuletzt dem früh zur Blüte gekommenen Humanismus in Richtung einer Kirchenreform.

So nimmt es nicht wunder, daß schon von 1518 an Luthers Schriften in Breslau gedruckt und viel verbreitet wurden: die Gebildeten lasen vor allem seine lateinischen, das Volk seine deutschen Schriften. Die Gedanken des Wittenbergers durchdrangen binnen kurzem alle nicht-klerikalen Kreise. Es geht alles friedlich, wenn auch langsam und vorsichtig, vor sich, weil die Obrigkeiten, selber der neuen Lehre zugeneigt, lutherische Prediger berufen oder wirken lassen. Und noch 1527, als Schlesien gerade unter die Herrschaft der Habsburger gekommen war, sprach König Ferdinand I., obwohl die meisten schlesischen Prediger bereits lutherisch predigten, von einem „Zwiespalt zwischen Geistlichen und Weltlichen“. — Es sei weiter vorweggenommen, daß die Geistlichkeit trotz aller Einbußen noch lange in einer günstigeren Lage blieb als in anderen Ländern, denn eine Säkularisation kirchlicher Güter kam kaum vor. Das versteht sich einmal aus der Einstellung Ferdinands I., zum andern aus dem durchaus friedlichen Charakter der schlesischen Reformation. Daraus erklärt sich der merkwürdige Zustand, daß die Reformation sich etwa 6 Jahrzehnte lang ruhig und ungehindert ausbreiten konnte, und daß die Breslauer Bischöfe noch lange die geistlichen Oberhirten auch der geistlichen und weltlichen Anhänger Luthers waren.

Wie in Wittenberg selbst war auch in Breslau das Ablasswesen der Anstoß zur Reformation. Der Breslauer Rat war schon vor dem 31. Oktober 1517 beim Bischof über die vielen Ablassbewilligungen vorstellig geworden; und ein halbes Jahr später bat das Domkapitel selbst den Bischof, keinen Ablass mehr zuzulassen, der dem Volke nur als eine lästige geldliche Maßnahme erscheine. Bald danach schrieb der Papst abermals einen Ablass aus, mit dessen Durchführung einige Klöster beauftragt wurden. Nun ergab sich das seltsame Spiel, daß das Domkapitel den Rat veranlaßte, die Mönche, gegebenenfalls mit Gewalt, von der Ausübung der päpstlichen Privilegien abzuhalten, weil es annahm, der Rat werde sich „um die geistlichen Zensuren wenig kümmern“.

Es erscheint deshalb selbstverständlich, daß der Rat im Interesse der Bürgerschaft auf diesem Weg weiterging und vor allem Anteil an der Wahl der Geistlichen für die Hauptkirchen der Stadt haben wollte. Dabei handelte es sich zunächst um die Magdalenenkirche, deren Geistlichen der Papst durch Vermittlung des Bischofs und des Domkapitels zu bestimmen hatte. Diese Kirche war seit 1517 verwaist. Der Breslauer Rat trug nun 1523 den Predigtstuhl Dr. Johann Heß an, dem Kanonikus zum hl. Kreuz.

Johann Heß wurde wahrscheinlich am 23. 9. 1490 in Nürnberg geboren. Er studierte zunächst in Leipzig (1506—1510); dort wurde er zum Humanisten der vorwiegend ästhetisch-moralischen Richtung, der er zeitlebens geblieben ist. Dann beendete er seine Studien mit Erlangung der Magisterwürde am 17. 2. 1511 in Wittenberg, wo er mit Spalatin und Johann Lang, vor allem aber mit Melanchthon und Luther bekannt wurde, den er bereits 1513 „meinen Vater“ nannte. 1513 ward Heß als Sekretär und „Notar der Kanzlei“ des Bischofs Johann Thurzo nach Breslau berufen. Mit seiner Genehmigung ward Heß Erzieher des zum Geistlichen bestimmten jungen Herzogs Joachim von Münsterberg-Ols, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg. 1518 schickte ihn der Bischof nach Rom, damit er sich für höhere kirchliche Ämter weiter ausbilde. Er trieb auch dort natürlich humanistische Studien und lernte Crotus Rubeanus kennen; beide erwarben sich in Italien die theologische Doktorwürde.

Bischof Thurzo, der Heß ein Kanonikat in Brieg und Breslau verliehen hatte, starb am 2. 8. 1520. Zu seinem Nachfolger ward der Domscholastikus Jakob von Salza gewählt. Auch er war ein aufgeklärter Mann und ein versöhnlich denkender Kirchenfürst. Er ernannte den schon 1520 zum Priester geweihten Heß, den er zu den „Gemäßigten“ rechnete, zum Domprediger.

1523 trug der Breslauer Rat — wie oben erwähnt — Heß am 20. Mai, ohne von der Pfarrstelle zu sprechen, „einen Predigtstuhl allhie“ an. Und Bischof von Salza schrieb am 21. 8. an Heß, der inzwischen nach Breslau gekommen war, er hoffe, daß Heß das Predigtamt, zu dem er berufen sei, annehme. Auch er vermied, von der Pfarrstelle zu sprechen, in der Erwartung, es werde ihm gelingen, Heß demnächst die Pfarrstelle zu verschaffen. Denn so glaubte er vorbeugen zu können, daß nicht die Einsetzung eines radikalen „Neuerers“ von der Bürgerschaft erzwungen werde. Da aber derweilen ein scharfes päpstliches Schreiben gegen die Ketzerei eingegangen war, verweigerte das Domkapitel die vom Bischof beantragte Investitur. Daraufhin setzte der Rat von sich aus am

21. 10. Heß in sein Amt ein und rechtfertigte sich in einer „Schutzrede“ mit dem Hinweis: der Bischof selber habe Heß als Prediger empfohlen; da er diesem nun das vornehmste Amt, Gottes Wort zu verkünden, übertragen habe, habe der Rat, weil man beides nicht trennen könne, Heß auch die geringere Würde der Kirche, die der Pfarrer Recht genannt werde, auferlegt. Und weiter: es sei billig, daß der Rat, der Kirchen und Schulen erbaue, auch die Pfarrer und Lehrer bestelle. — Dieser Vorgang ist der einzige seiner Art in der ganzen deutschen Reformationsgeschichte. Er paßt gut zu dem ebenfalls einzigartigen Verhältnis zwischen dem katholischen Bischof und den Protestanten in Breslau späterer Zeit.

Nachdem Heß am 25. 10. 1523 seine Antrittspredigt gehalten hatte, kündigte er eine Disputation an, die am 20. 4. 1524 stattfand. Dabei verteidigte Heß dem Breslauer Dominikaner Czipszer gegenüber das unverfälschte Wort Gottes (entgegen den Menschen-Satzungen), das Priestertum Christi (entgegen dem Meßopfer), die göttliche Einsetzung der Ehe (entgegen dem Cölibat). Das Wichtigste aber in jener Zeit war, daß der Rat im September 1524 „alle Prediger der Stadt vor sich berief und ihnen aufgab, nach dem Beispiel des Heß . . . nur das zu predigen, was in der hl. Schrift stehe, unter Weglassung menschlicher Überlieferungen und der Erklärung der alten Kirchenväter, welche ja leicht hätten irren können“; als Einziger weigerte sich der Dominikanerprior Sporn und mußte die Stadt verlassen.

Damit war praktisch die Reformation in Breslau eingeführt — mit Ausnahme der nicht dem Rat unterstehenden Domvorstadt und der Sandkirche. Ihr Fortgang erfolgte stufenweise: 1525 wurde der Breslauer Ambrosius Moiban, der in Wittenberg studiert hatte, Pfarrer an der Elisabethkirche, 1526 der ehemalige Franziskaner Franz Nadus an der Heiliggeistkirche und 1537 Valentin Geroldi an der vorstädtischen Kirche zu den 11 000 Jungfrauen. Damit waren alle Breslauer Stadtkirchen evangelisch und blieben es für lange Zeit. — Selbstverständlich ward auch allmählich das Schulwesen in Breslau neu geordnet. Da aber die geistige Kultur der Zeit im wesentlichen religiöser Art war, und Luther selbst in seinem Sendschreiben an die Städte von 1524 an die Bildung künftiger Geistlicher und Lehrer dachte, waren es auch in Breslau die sog. Lateinschulen, die nun mit reformatorisch eingestellten Humanisten neu besetzt wurden. Hier traten besonders Moiban hervor und der Ratsherr und Landeshauptmann Metzler, ehemals Professor in Leipzig, Heß selber hielt in lateinischer Sprache Vorlesungen über die Bibel, an denen auch viele Erwachsene teilnahmen.

Im April 1525 stellte Heß plötzlich sein Predigen ein und erwiderte auf die erstaunte Frage des Rates: er könne nicht weiterhin „über den vor der Kirchentüre liegenden Herrn Christus hinüberschreiten“. Mit der Armenpflege stand es nämlich seit dem wirtschaftlichen Niedergang der Klöster schlecht, und Heß war schon mehrmals deswegen an den Rat herangetreten. Jetzt entschlossen sich die Stadtväter zu gründlichen Maßnahmen; die Arbeitsscheuen zwang man zur Arbeit bzw. zum Verlassen der Stadt, für die wirklich Bedürftigen aber sorgte „das gemeine Almosen“, eine für diesen Zweck eingerichtete Dienststelle; und 1526 konnte Heß selber den Grundstein eines großen Krankenhauses zu Allerheiligen legen, zu dem wohlhabende Bürger das Material stifteten und bei dem die Handwerker unentgeltlich arbeiteten — „ein rechtes Werk des jungen evangelischen Eifers“.

Gemäß seiner Auffassung von der Ehe verheiratete Heß sich am 8. 9. 1525; als seine Frau schon nach 6 Jahren starb, schloß er 1533 eine neue Ehe.

Der Breslauer Rat hat durchaus nicht die Absicht gehabt, mit Gewalt Neuerungen einzuführen, vielmehr war sein Bestreben auf Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens gerichtet. Das wird deutlich durch die Behutsamkeit, mit der die Änderungen allmählich durchgeführt wurden. Und der bei aller Klarheit und Festigkeit seines Bekenntnisses gemäßigte und vorsichtige Heß war gerade der rechte Mann und bewährte sich glänzend. Kennzeichnend für seine Ausgleichsbemühungen ist, daß die Änderungen im Gottesdienst in engen Grenzen blieben, ja, daß die evangelischen Geistlichen in Breslau noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts Meßgewänder trugen!

Auf derselben Linie liegt das eigentümliche Verhältnis der unter Heß durchgeführten Reformation zum alten Breslauer Kirchturm. Heß und Moiban betrachteten die Bischöfe Jakob von Salza, seit 1539 Balthasar von Promnitz (der als Wittenberger Student Vorlesungen bei Luther und Melanchthon gehört hatte), als Vorgesetzte. Und diese Kirchenfürsten ihrerseits bemühten sich um die Erhaltung eines friedlichen Nebeneinander. Bis zur Einrichtung eines eigenen Konsistoriums in Breslau 1615 wurden die evangelischen Geistlichen in Wittenberg ordiniert. In den Augen des Bischofs, wie des Landesherrn, vor allem natürlich des Rates, erschien das evangelische Kirchtum Breslau als „ein starkes Bollwerk gegen die mächtigen Umtriebe des Schwenkfeldianismus und Anabaptismus“. Auch die calvinische Abendmahlslehre lehnte Heß ab. Von Melanchthons Geist stark beeinflusst, hat Heß die luther-

rische Lehre mit dem Humanismus zu verbinden gewußt, wobei ihm Moiban, Metzler und die Stadtschreiber Corvinus und Scharf sowie der Dichter Antonius Niger treu zur Seite standen. Die vermittelnde und verbindliche, jede Gewaltsamkeit vermeidende Haltung, die Heß und seine Freunde den Altgläubigen gegenüber einnahmen, verhinderte in Breslau auch die sonst öfters vorkommenden theologischen Zänkereien, besonders in der Abendmahlsfrage, so daß auch aus dem Innern heraus die Reformation in keiner Weise geschädigt ward. Es hatte also durchaus seine Berechtigung, wenn Melanchthon „die Friedlichkeit der Breslauer preist und sie mahnt, diesen Segen weiter zu bewahren“. In diesem Sinne der Milde und des Ausgleichs wirkte Heß, dabei doch immer das große Ziel im Auge behaltend und fest auf seinen Glauben bestehend, auch in den folgenden Jahren ruhig in seinem Pfarramt. Daß Breslau so auch zur evangelischen Hauptstadt Schlesiens ward, hat die Stadt vornehmlich Heß zu danken.

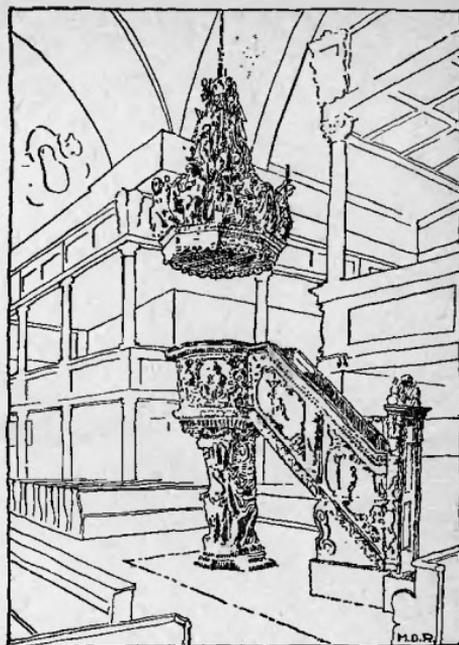
Dr. Carl Walbrach



Nicht die Frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und geh' ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Matth. Claudius

Aus der
Geschichte
des evangelischen
Kirchenbaues in Schlesien



Gnadenkirche Hirschberg

Unter Verwendung der Arbeit von Dr. Alfred Wiesenhütter: „Der Evangl. Kirchenbau Schlesiens von der Reformation bis zur Gegenwart“ 1926.

Die Geschichte des protestantischen Kirchenbaues in Schlesien läßt die heftigen Verfolgungen erkennen, denen die Gemeinden ausgesetzt waren und die unbeirrbare Sicherheit, mit deren Hilfe es gelang, das Joch abzuschütteln, eine Auferstehung ohnegleichen herbeizuführen.

Der Dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation brachten Schlesien unendliche Leiden. Im Westfälischen Frieden von 1648 wurden den Protestanten nur drei kleine Kirchen zugestanden: die „Friedenskirchen“ in Glogau, Schweidnitz und Jauer. Sie waren nur aus Holz und Lehm — außerhalb der Stadtmauer — erbaut und durften keinen Glockenturm haben. Erst der Schwedenkönig Karl XII. erzwang durch die Altranstädter Konvention — 1707 — von Kaiser Joseph I. die Rückgabe von 128 Kirchen an die Protestanten und die Zustimmung zum Bau von sechs neuen Kirchen, den „Gnadenkirchen“ zu Sagan, Freystadt, Militsch, Landeshut, Hirschberg und Teschen. Dieser Vertrag erlaubte auch, den genannten „Friedenskirchen“ Türme und Glocken zu geben.





Gnadenkirche Hirschberg

Nach dem für Friedrich den Großen glücklichen Ausgang der schlesischen Kriege, etwa von 1742 ab, erlebten die Protestanten einen einzigartigen Baufrühling. Anstelle großer Kirchen wurden vorzugsweise kleinere Bethäuser errichtet. In dieser Zeit aber entwickelt sich der für die protestantische Kirche charakteristische Raum. Anordnung und Gestaltung des Kirchenraumes richtet sich nach dem Bekenntnis. Die mittelalterlichen Kirchen waren Prozessionskirchen, die in erster Linie im Dienste des Allerheiligsten — vor dem Altar — dienten. Die protestantischen Kirchen hingegen sind Predigtkirchen für eine zahlreiche Zuhörerschaft.

Nicht der Altar, sondern die Kanzel steht im Blickpunkt der Gemeinde, oder sollte dort stehen. Deshalb verfolgt die Entwicklung einerseits den Zweck, der Kanzel den günstigsten Platz zu geben, andererseits eine möglichst große Zahl Andächtiger aufzunehmen.

Die Bethäuser der friderizianischen Zeit suchten diesem Zweck zumeist in der Form der ein- oder mehrgeschossigen Saalkirche gerecht zu werden, häufig mit überhöhtem Mittelraum, nach Art der Friedenskirche von Jauer. Der Grundriß ist gewöhnlich rechteckig; in einigen Fällen haben die Schmalseiten (anstelle eines geradlinigen Abschlusses) einen solchen aus mehreren Seiten eines Vielecks.

Die Saalkirche hat den Vorzug einer einheitlichen Raumwirkung, wird aber in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts übertroffen durch die Gattung der kreuzförmigen Kirche, wegen der vielfachen Möglichkeit, eine architektonische Gliederung im Innern und Äußern zu erreichen. Das ist besonders bei größeren Kirchen erwünscht, bei denen andernfalls durch die Wucht einer wenig gegliederten Baumasse der Eindruck einer gewissen Eintönigkeit entstehen kann. In besonderem Maße aber gestattet die Kreuzform die Unterbringung einer zahlreichen Zuhörerschaft durch Anord-

nung vieler geräumiger Emporen. Die Kanzel aber steht im Mittelraum, in der Vierung, an einer der beiden einspringenden Ecken, die dem Altar benachbart sind. Sie ist hier in einem Maße zur Raumbeherrscherin geworden, wie es in der Geschichte der kirchlichen Architektur nicht wieder vorkommt. Allein diese Kanzelstellung ist ein Zeugnis für den Predigthunger in dem schwer umkämpften Lande und für die Macht der Predigt in dieser Zeit. Unsere Abbildung 1 bringt den sowohl im Innern, wie im Äußeren sehr eindrucksvollen Bau der Gnaden-



Kirche in Karlsruhe O/S.

kirche in Hirschberg, 1709 bis 1718 erbaut. Ihre äußere Erscheinung ist charakterisiert durch die kreuzförmige Anlage, eine gewaltige Kuppel über der Vierung, mit zwei übereinander liegenden achtseitigen „Laternen“. Die Gliederung wird bereichert durch vier nach außen vorspringende Baukörper in den Ecken der Kreuzarme, die von je einem Türmchen gekrönt sind.

Triumphal präsentiert sich das Innere! — Man ist überrascht über die Kunstfreudigkeit dieses Protestantismus, der doch unter schwerstem Druck stand. Während die hohen Fenster die Einheitlichkeit des Kirchenraumes betonen, wird dieser durch die Emporen in vertikaler Richtung stark gegliedert. Die Emporenbrüstungen und Wandflächen erscheinen ruhig in Form und Behandlung. Die Kanzel aber, im bewußten Kontrast hierzu, ist überreich mit Figuren und Ornamentik geschmückt, saugt die Blicke an und steht so wie ein Fels inmitten der Zuhörerschaft. Der ebenfalls reich modellierte Schalldeckel schwebt in dem Raume — ohne Unterstützung —, gleichsam als wäre das gesprochene Wort in ihm verkörpert und verewigt.

Neben der saal- und kreuzförmigen Kirche gibt es aus der Zeit um 1700 noch einen dritten Kirchentyp: die polygonale Zentralanlage. Sie spielt allerdings eine geringere Rolle. Wir nennen nur drei

Beispiele: Podrosche vom Jahre 1690, abgebrannt 1907, Logau, erbaut 1697 an Stelle der älteren Grenzkirche und Pawellau, Kreis Trebnitz, 1709 errichtet. Alle drei Kirchen haben achteckige Grundrißform.

Bemerkenswerter aber ist, daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wirkungsvolle Ansätze zum Gruppenbau gemacht werden. Sie finden sich bei den Bethausanlagen in Domanze, Kreis Schweidnitz, in Primkenau und in Lomnitz. Hier flankieren Schule und Pfarrhaus die Kirche, die in Domanze die Breitseite, in Primkenau die Schmalseite dem Beschauer als Hauptansicht zukehrt. In neuerer Zeit pflegt man solchen städtebaulichen Möglichkeiten gern Rechnung zu tragen, indem man Kirche, Pfarrhaus, Gemeindsaal zu einer Gruppe vereinigt. In Schmiedeberg ist durch nachträgliche Hinzufügung von Pfarrhaus und Schule eine gute Lösung gefunden worden, bei der die Kirche zu einer gesteigerten Wirkung gelangt ist.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich nun der für die protestantische Predigtkirche charakteristische Typ. Für diese Entwicklung wesentlich ist die Anordnung der Kanzel. Man versuchte, die Mängel der bisherigen Aufstellung zu vermeiden, die darin bestanden, das ungünstige Plätze im Rücken der Kanzel, sowie zwischen Altar und Kanzel vorhanden waren und ferner darin, daß die Einheitlichkeit der Blickrichtung von der versammelten Gemeinde zum Altar und zur Kanzel nicht gewahrt war, die aber unverkennbar von Einfluß ist für eine Ruhe und innere Sammlung vermittelnde Geschlossenheit des Kirchenraumes. Die Kanzel gehorchte dem Drängen des Auges und ließ sich ihre Stelle anweisen über dem Altar, so daß nur noch eine einzige Blickrichtung bestand. Die Lösung ergab den Kanzelaltar. Er verlangt einen saalartigen Raum von begrenzter Länge.

Die kreuzförmige Grundrißform wird, als nunmehr unweckmäßig, in der Folge mehr und mehr verlassen. Dafür bildet sich eine dem Oval angenäherte Grundrißform, die zum mindesten in der Formgebung der Emporen den Raumeindruck beherrscht: die Lösung ergibt eine Zentralkirche, in der die Mängel der früheren Anordnung als überwunden gelten dürfen.

Als charakteristisches Beispiel mag die Ovalekirche von Karlsruhe (OS.) gelten, vom Jahre 1773, die einen überaus reizvollen und einheitlichen Innenraum und einen, in seinen Proportionen und seiner Formgebung einzigartigen Turm besitzt (Abbildung 2). Bemerkenswert ist die Lage der Kirche im Orte! Der schlanke Turm bildet den Gegenakzent zu dem breit gelagerten Herzogsschloß im

Mittelpunkt des Ortes, von dem strahlförmig die Straßen ausgehen. Eine dieser Straßen, die durch größere Breite hervorgehoben ist, wird — in vorzüglich abgewogener Entfernung vom Schloß — durch die Kirche abgeschlossen, so daß hier ein in selten gesehener Art abgerundetes Ortsbild sich ergab.

Im 19. Jahrhundert wird diese Entwicklung des Kirchenraumes leider unterbrochen, bis um die Jahrhundertwende, mit einer geläuterten Kunstanschauung, eine Selbstbesinnung auch auf dem Gebiete des Kirchenbaues einsetzt. Erinnerungen an die klassische Zeit vor 100 Jahren führen zur Gestaltung der neuen Predigtkirche. Einen Schritt vorwärts auf diesem Wege bedeutet die Kreuzkirche in Görlitz, von Architekt Bitzan 1916 erbaut. Die Kanzel ist in der Mittelachse des Kirchenraumes in Form eines Rednerpultes vor den Altar gestellt. Ansteigende Sitzplätze sichern eine gute Sicht zu dem Prediger, der durch diese Anordnung in die engste räumliche Beziehung zur Gemeinde gesetzt wird.

M. O. Roseck

Die Persönlichkeit Valentin Trotzendorfs (1490–1556)

„In keinem Teil Deutschlands gibt es mehr Lernbegierige und gelehrte Leute aus dem Volke als in Schlesien“, so schreibt im Jahre 1558 Philipp Melanchthon zu einer Vorrede für den Goldberger Katechismus. Das Verdienst an diesem Vorzug unserer Heimat führt er ganz und gar auf die unermüdliche Tätigkeit Trotzendorfs zurück, der ein Muster an Gelehrsamkeit und Charakter gewesen sei. Vielleicht haben schon viele von uns den Namen dieses berühmten schlesischen Schulmannes aus der Reformationszeit gehört oder gelesen. Nun liegt uns aber nicht daran, ihn als Pädagogen in seiner Schulwirksamkeit kennen zu lernen; vielmehr steht die andere Frage vor uns: Was ist es um die Persönlichkeit dieses V. Trotzendorfs? Auf diese Frage geben wir einige kurze Antworten.

Es ist eigenartig um die Führungen der Menschen. Niemals hätte jemand um 1500 in dem kleinen Dorf Troitschendorf bei Görlitz daran gedacht, daß der kleine Valentin Friedland jemals ein Gelehrter werden würde. Die Verhältnisse waren gar nicht dazu angetan. Sein Vater war ein kleiner Landwirt und hatte weder Neigung noch Reichtümer, seinen Sohn studieren zu lassen. Die Mutter Dorothea freilich betrieb seinen Schulbesuch; aber nicht deshalb, weil sie etwas von der Begabung ihres Valentin bemerkte

hätte, sondern eigentlich aus frommem Egoismus. Sie meinte, „erst dann ihrer Seligkeit gewiß zu sein, wenn sie einen Priester oder Mönch geboren hätte“. Der erste Versuch mit der Schule mißlang kläglich. Der Knabe mußte aus Görlitz zurück ins Elternhaus. Erst mit 18 Jahren gelang der zweite Versuch, nachdem Valentin inzwischen beim Pfarrer das Schreiben und beim Küster das Lesen gelernt hatte, um so besser. Ein unheimlicher Wissensdurst packte den jungen Trotzendorf. 5 Jahre lernte er in Görlitz, dann 3 Jahre auf der Leipziger Hochschule, und nach einer Pause von 2 Jahren, die er als Hilfslehrer wieder in Görlitz zubrachte, saß er noch einmal fast 5 Jahre in Wittenberg zu den Füßen von Luther und Melancthon. Vor allem stürzte er sich mit Begeisterung auf die humanistischen Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch und brachte es darin so weit, daß seine Görlitzer Lehrer von ihm lernten. So erprobte er im eigenen Studium die Regeln, die er später in den Goldberger Schulgesetzen seinen Schülern gab: „An ihre Studien sollen die Schüler mit Fleiß und Freude gehen. Sie sollen früh aufstehen und die Nacharbeit vermeiden. Die Morgenröte sei die Freundin der Musen. Keine Sorge, keine Arbeit, keine Schwierigkeit soll sie vom Studium abhalten. Der Anfang aller Wissenschaft ist bitter, aber die Frucht ist süß!“

Trotzendorf war nach Melancthons Urteil zum Schulmann geboren wie Scipio zum Feldherr. Dabei fehlte ihm gerade eine Eigenschaft, die heute für einen Pädagogen unerläßlich zu sein scheint: das Überraschende und Imponierende seiner Person. Er war im Gegenteil von Natur zu klein, wie Zachäus, daß ein Augenzeuge von ihm sagte, er sei „eher ein Menschlein als ein Mensch“ zu nennen. Aber was ihm an der imponierenden Gestalt fehlte, ersetzte wie bei anderen großen Männern — so bei Luther und Friedrich dem Großen — sein ehrfurchtgebietender Blick, das bezwingende Feuer seiner Augen. Ein Vierteljahrhundert hat er die Goldberger Lateinschule wie ein Diktator geleitet. Was Wittenberg für Sachsen war, wurde Goldberg für Schlesien. Die Zahl der Schüler stieg bis auf 1000, so daß Trotzendorf sich rühmen konnte, er könne gegen die Türken ein eigenes Heer aufbringen. Von allen Seiten, weit über Schlesien hinaus, strömten sie herbei. Die Zahl der Lehrkräfte mußte vermehrt und der Raum vergrößert werden. In welchem Geist er seine Schüler erzog, darüber unterrichten uns wieder am besten seine Schulgesetze: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang! Darum sollen die Schüler fromm sein. *Die Hauptstücke der christlichen Lehre sollen alle wie ihren Augapfel bewahren.* Am Morgen und am Abend sollen sie ebenso wie bei Tisch und vor Beginn des Unterrichtes beten und danach danken.

Des Schwörens, Fluchens und Aberglaubens sollen sie sich enthalten. Wer dagegen sündigt und sich durch Strafen nicht bessern^e läßt, soll als faules Glied vom Schulkörper ausgestoßen werden.“

Von diesen Grundsätzen aus wird man es verstehen, daß ihm als Schulmann das Wort Kirche nicht eine wertlose Nebensache, sondern ein Wort voll Achtung und Bedeutung war. Die ersten Jahre seiner Goldberger Tätigkeit dienten ihm dazu, der lutherischen Botschaft im ganzen Liegnitzer Herzogtum durch Reisen und Besuche, mündlich und schriftlich Raum zu machen. Als in diesem Zeitraum der schlesische Edelmann Caspar v. Schwenkfeld durch schwärmerische und sektenhafte Neigungen und Lehren große Unruhe und Verwirrung ins Land brachte, war es wiederum Trotzendorf, der, wie ein Schriftsteller von ihm berichtet, „das schwenkfeldische Gift als Einziger mit Lehren, Vermahnen, mit Widerlegen und Dartun der Wahrheit nicht ohne große Gefahr des Leibes und des Lebens getilgt und gedämpft hat“. Dieser Mann war ein großer Beter, aber es ist interessant zu beachten, daß die *precationes*, d. h. seine Gebetssammlung, so gut wie gar keine Privatgebete enthält, wohl aber eine Fülle von Gebeten und Fürbitten für die Kirche, für Schlesien, für ganz Deutschland. *Seine Frömmigkeit war eben nicht eng, sondern ins Weite gerichtet.* Kein Wunder, daß er in dieser Liebe zur Kirche auch seine Schüler bewußt erzog: „Am Sonntag, Mittwoch und Freitag sollen sie die Kirche besuchen und die Predigt sowohl in das Gemüt wie in ihre Hefte schreiben. Wer Mitglied der Schule ist, soll auch Mitglied unserer Kirche und Anhänger unseres Glaubens sein, damit nicht etwa wegen eines einzigen Gottlosen die ganze Schulgemeinde einen Schaden erleide.“

Man hat gesagt, das tiefste Wesen einer Persönlichkeit offenbare sich in seiner Stellung zum Geiz. Und daran mag viel Wahres sein. Nach dieser Regel aber war unser Trotzendorf ein ganz bedeutender Charakter, denn er war von den beiden übelsten Arten des Geizes frei: Von Geldgeiz und Ehrgeiz. *Frei vom Ehrgeiz!* Die schönsten, ehrenvollsten und reich dotierten Stellen wurden ihm angeboten, z. B. in Nürnberg und zweimal in Görlitz. Aber er schlug jedes Anerbieten ab und befolgte den Rat seiner Mutter: „Valentin, bleib bei der Schulen!“ *Und frei von Geldgeiz!* Als ein armer Mann ist er gestorben, teils infolge von vielem Unglück, davon wir gleich sprechen werden, teils durch seine übermäßige Wohltätigkeit. In seiner Grabschrift zu Liegnitz finden sich die Worte (lateinisch): „Reichtümer sammelte er, / nicht sich, vielmehr für die Armen, / und so häufte er / ewige Schätze sich an.“

Schließlich müssen wir hervorheben, daß Trotzendorf in ganz besonderer Weise uns heutigen Schlesiern angehört, weil *auch er zuletzt ein Flüchtling wurde und als Flüchtling starb*. Mancherlei Unglück hat er in seinem letzten Jahrzehnt durchgemacht. Sein Ärgstes war der Brand der Schule und der ganzen Stadt Goldberg 1554. Er verlor sein sämtliches Hab und Gut, vor allem auch seine reiche Bücherei. Die Schule wurde zwar nach Liegnitz verlegt, aber Trotzendorf konnte sich dort nicht einleben. Hofleben und Schuldisziplin paßten nicht zusammen. Mit dem ihm eigenen Eifer betrieb er die Rückkehr und den Wiederaufbau. Wie oft ist er damals zwischen Liegnitz und Goldberg hin- und hergepilgert. Aber die Heimkehr wurde ihm versagt. Wenige Monate, bevor die Schule fertig war, wurde Trotzendorf mitten im Unterricht bei der Erklärung von Psalm 23 Vers 4: „Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück!“ von einem Schlaganfall getroffen und starb zwei Tage darauf, am Sonntag Jubilate. Gott hatte es mit ihm, dem Unverheirateten, gut gemacht. So war es sein Wunsch gewesen: „Ich habe meinen Herrn Christum oft gebeten, er wolle mich in meinem Beruf und mitten in der Schularbeit von hinnen abfordern und sterben lassen und wolle mich nicht mit langer Krankheit und schweren Tagen heimsuchen; denn ich befürchte, ich möchte dadurch in meinem geringen Leib, der nur Haut und Knochen ist, zu Ungeduld bewegt werden. Darum bitte ich noch heutigen Tages, er wolle es mit mir kurz und gut machen.“

Die ungeheure Hochschätzung Trotzendorfs wurde in einer Menge von Klagen nach seinem Tode offenbar. Wir zitieren nur die eines seiner Schüler, des Breslauer Pastors Adam Curäus: „... Wie eine Mutter, das Herz voll Liebe, klagt und weint um ihren einzigen Sohn, so traure, Deutschland, um diesen Mann, da kaum die nächsten Jahrhunderte einen andern, der ihm gleich käme, bringen werden.“

Trotzendorf war einer von den ganz großen Schlesiern, die unsere Heimat dem ganzen Deutschland geschenkt hat.

Lic. Hellmut Eberlein

Im Vorgebirge

Hatte tagsüber der Föhn mit gefrässiger Zunge aus den verschneiten Hängen die braunen Flecke herausgeleckt, dann rauschte die Katz-
bach nächtlich lauter zu den Fenstern hinauf, und die Seiffen
führte ihr munterer plätschernd und übermütig die noch vereisten

Steinstufen hinunterspringend, ihre wachsenden Schmelzwässer zu; dann klang es, als wären die alten Buchen im Park schon wieder belaubt und als spielte der sommerliche Nachtwind in ihren sich wiegenden Zweigen . . ., und die Unruhe des wiedererwachenden Lebens drang in die Kammern des Schlafes. Voreilig und vorzeitig regte sich so im Vorgebirge alljährlich an einigen Tagen der Frühling mit trügerischer Verlockung; dann fielen Schneeschauer und rauhe Winde wieder über das Tal, und Wochen später, wenn drunten in der Ebene der Flieder blühte, entfalteten die Kirschbäume ihre schimmernde Pracht.

Der im Seitental der Seiffen hinter den letzten Häusern ansteigende sonnige Weg war ein reißender Bach. Wir sprangen von Stein zu Stein, dann schritten wir quer über die offenen Koppeln bergan, bis der Weg am Friedrichsbruch in den Wald bog. Wir blickten vom Waldrand noch einmal zurück, von der Böschung, von der im Sommer die blauen Lupinen leuchteten bis hinüber zu dem einsamen Jagdhaus inmitten der Wälder jenseits des Tales, in dem wir uns wiederfanden nach unserer frühesten Begegnung; dahinter hoben sich im Halbkreis die Wellen und Kuppen der Vorberge; ganz oben über dem Höhenrücken zwischen dem steilen Kegel der Eisenkoppe und der breiten Pyramide des Wetzelsberges blinkten die roten Dächer von Altenberg, dem hochgelegenen, abgeschiedenen Dorf. Im Waldesschatten lag der nasse, durchfrorene Schnee auf den Wegen. In der Kurve am Hohlweg würde er noch lange liegen bleiben, bis Pfingsten vielleicht, eine graue, feste, mit Tannennadeln und dünnen Zweigen überstreute Masse. Als der Wald dem besonnten, fast abgetauten Steilhang sich auftrat, waren wir dicht unter der Höhe. Wir stiegen über die quatschnassen Wiesen zur Mulde hinauf, wo der Feldweg über den Kamm führt. O unvergleichlicher Rundblick vom Sattel des Schafberges: zurück über die sich in- und übereinanderschiebenden Höhenzüge des Vorgebirges, voraus aber über die offenliegende Schönheit des Hirschberger Kessels, des weiten, mit Dörfern übersäten, von Zwischenkämmen und Felsengruppen reich gegliederten Tales, ausgebreitet wie der Vorgarten eines Göttersitzes zu Füßen des unvergleichlich sich schwingenden Bogens der blau aufragenden, Wäldern entwachsenden, schneeweiß leuchtenden Mauer des Riesengebirges.

Staunend haben wir oft dort oben gesessen an Sommerabenden, wenn die kreisende Sonne rotgold hinter den blauen Bergen versank, und die violetten Schatten wuchsen über das friedliche Tal, oder im Herbst auch, wenn die Wolkenwülste von Böhmen her sich übers Gebirge wälzten, bleigrau mit weißen Säumen; Wolken-

ferzen segelten sich lösend über den bleichen Himmel; und unten lagen die Dörfer und Höfe deutlich gezeichnet, und selbst noch die fernen Türme im Stadtbild hoben sich ab, und auf den Chausseen eilten die Autos und Wagen. Pfeifend fuhr der Zug in den Schildauer Tunnel, und der aufkommende Westwind trug von der nächsten Kirche das Vesperläuten herüber. Jetzt aber strahlte der Himmel blau über dem Schneegebirge, und die lauen Lüfte spielten raschelnd im rotbraunen Laub der Buchenhecken und strichen über die grauen, vom Schnee eben befreiten Halme der Wiesen; und schon sonnten in den märzlichen Strahlen sich die zarten Blättchen des Spitzkrautes.

Von dort oben umfaßten wir mit liebendem Herzen die ganze Schönheit des Vorgebirges: vom Gröditzberge droben im Norden zog es sich über die Höhen des Boberkatzbachgebirges bis hinunter zum Schweinhaus und reichte bis an den Rand der Ebene bei Goldberg; immer noch trug es seine Wälder wie einst, als die Bauern, die Siedler des Reiches, den Pfaden folgten, wie sie die Wälder nur flüchtig bezeichnet hatten, die Goldsucher, auf ihrer Jagd nach den Schätzen, den gleißenden: Gold und Silber und Kupfer und Quarz und Granaten, Amethyst, Chrysopras. Sie waren als erste in die Berge gestiegen, an Felsen klopfend, in Höhlen kriechend, hämmernnd, grabend, im Sande wühlend und waschend und siebend, ihre Zeichen in Steine und Bäume ritzend, und waren weiter gewandert, ruhelos, fiebrig, bis zu den steilen Wänden, den Felsen gruben und Wildbächen des Goldgebirges, die wieder das „Res“ mit sich führten, wie die böhmischen Brüder das gleißende Ziel ihrer Sehnsucht nannten, das ihm den Namen verlieh. Sie aber, die Bauern, waren geblieben. Sie hatten schrittweise den Wald gerodet, in dem vor ihnen von den Völkern der östlichen Ebenen keines gesiedelt hatte; sie hatten entlang den Tälern die gleichen Hufen der Höfe ausgemessen und unten im Bachgrund längs der Straße die Dörfer gebaut mit ihren Fachwerkhäusern, wie sie diese daheim in Hessen und Thüringen kannten, und wie sie heute noch kilometerlang sich aneinanderreihen.

Der ganze Reichtum der Heimatlandschaft war uns aufgetan, wenn wir auf dem Höhenweg gingen, entlang dieser Schwelle zwischen dem Kamm des Gebirges und der fruchtbaren Weite des Oderlandes. Niemals war es so schön hier oben wie jetzt in der Erwartung des Frühlings, voll der Verheißung und voll der Erinnerungen. Nun lockte der schon getrocknete Fels zum Niedersitzen; in seinen moosbedeckten Spalten tropfte noch das Schmelzwasser, es sickerte durchs Geröll und sammelte sich im Grunde der Wiesen, es trat

über die Wege und füllte die Sturzbäche, die rechts zum Bober und links zur Katzbach in Sprüngen enteilt, und die schwellenden Flüsse drängten fröhlich zu Tal, schäumten über die Mauern der Wehre und überschwemmten die Felder. Wir aber saßen warm und geborgen im Herzen der Heimat. Dann mochte niemand uns wehren, wenn wir vom Mittag zum Abend träumten, von jenem Häuschen, das wir uns bauen wollten: geschützt vor der Lehne des Schafberges liegend und über die Wälder und blauenden Bergrücken blickend, verbunden der Schönheit des Landes, in dem die Seelen der Kinder wurzeln sollten, erfüllt vom Rauschen der Fichten und bewegt von der werbenden Sehnsucht des Föhnwindes.

Wolfgang v. Eichborn

(Aus: „Das Schlesische, Jahr“. Stuttgart, 1948)

Mittelpunkt der Welt

„Da war ein Städtchen, kleinwinzig und abgelegen, das hatte seinen Stolz. Es war nämlich der Mittelpunkt der Welt.“

Clarißchen staunte: „Und dort bist du gewesen?“

„Ja, mehr als einmal. Es war ein weiter Fußmarsch. Es ging zwar ein Omnibus hin; dreimal die Woche, wenn ich mich recht erinnere. Aber wer den auch nur von weitem gesehen, der hatte genug. Nein, ehe da hinein, viel lieber auf Schusters Rappen. Es ist überhaupt ein dummer Satz: Besser schlecht gefahren als gut gelaufen. Es gibt nichts Schöneres, als gut gelaufen, unbeschwert, ohne Hast, friedlich und glücklich in einen hellen Sommermorgen hinein.“

„War's denn ein *schöner* Weg?“ will Alwi wissen.

„Nicht was ein Fremder so nennen würde. Aber in der Heimat sind alle Wege schön. An den Ackerrainen eine bunte Pracht. Bis tief in die Felder hinein leuchtet's von himmelblauen Kornblumen und feuerrotem Mohn und zartlila Kornraden.“

„Kenn ich ja alles nicht!“

„Nein, die Wissenschaft hat sie ausgerottet. Es war ja ‚Unkraut‘. So nennen die Menschen das, was ihnen keinen Nutzen bringt. Mag's noch so schön sein. Denn schön sah es aus, mitten im goldenen Ährenfeld, als ob's der liebe Gott selber hineingesät hätte.“

„Ist aber doch besser, daß es weg ist“, verteidigt Harro den landwirtschaftlichen Standpunkt. „Jetzt sehen die Felder sauberer aus.“

„Saubrer ja — aber nicht schöner“, sagt Großmutter. Clarifchen blickt befriedigt auf ihre Hände. Wenn sauberer nicht schöner ist; warum dann die tägliche Plackerei mit der Nagelbürste? Am Daumen war der Nagel böß gewesen. Rausgeschnitten hatte ihn der Doktor, und nun wuchs ein neuer. Er war schon fast fertig. Es fehlte nur noch der schwarze Rand. Aber der würde ja auch noch kommen, nur Geduld. Für's erste brannte ihr die Frage auf der Seele: „Wie war's denn nun am Mittelpunkt der Welt?“

„Halt, immer sachte!“ mahnt aber Großmutter. „Da lag erst allerhand am Wege. Ein paar Hügel gab's überall, da kletterte man hinauf und sah alles schön liegen. Allüberall im Hintergrund der blaue Wald. Rundum die Dörfer mit ihren freundlichen Gärten und roten Ziegeldächern. Es war auch wohl mal ein moosbewachsenes Strohdach darunter. Aber das war ‚altmodern‘, und wer ein neues Haus baute, der deckte es mit Ziegeln. Die Kirchen mit bescheidenen Türmen. Sie waren nicht stattlich, aber traulich, und das Pfarrhaus dicht daneben war es auch. Obwohl es oft recht groß war, denn die Pastoren waren meist mit vielen Kindern gesegnet, und die brauchten Platz — und einen Garten zum Austoben. Ein Teil davon war freilich ‚tabu‘, verboten. Da zog die Frau Pastorin seltene Blumen, und der Herr Pastor hegte seine Bienenvölker. Am Feierabend nach getaner Arbeit tauschten sie ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus, mit dem Schloßherrn und der Schloßherrin.“

„Schloßherrn? In solchen Dörfern?“

„Es war wohl etwas ‚praatschig‘ ausgedrückt“, muß Großmutter zugeben, „Bei uns in Schlesien hieß eben jedes Gutshaus ‚Schloß‘. Mochte es nun ein bescheidenes Fachwerkhaus unter alten Linden sein oder ein stolzer Bau mit Erkern und Türmen und Säulenhalle — denn das gab's auch —, eben ein wirkliches ‚Schloß‘. Herr bleibt Herr, wo er auch wohnen mag. Manche hatten noch Burgen aus alter Zeit, von Wallgräben umgeben, über die eine Zugbrücke führte, oder auf Bergeskuppen gelegen, stolz wie Könige über ihre Untertanen.“

„Untertanen? Is'n das wieder?“

Aber Großmutter gibt keine Antwort. „Manche hatten auch Schlösser, die ein berühmter Baumeister gebaut hatte, an denen durfte nichts geändert werden.“

„Wieso *durfte*? Das war doch den Leuten ihr Eigentum. Damit konnten sie doch machen, was sie wollten.“

„Eben *nicht!* Wer so etwas Schönes, Kostbares besitzt, der muß lernen, daß es ihm nicht *allein* gehört. Da sollen sich lange, lange Zeit *alle* daran freuen — die sich daran freuen *können*. Die Heimat darf nicht verschimpft werden. Und da hab ich mich noch an dem Anblick solcher Schlösser erfreuen können, die vor Jahrhunderten gebaut waren.“

„Und *hast* du dich gefreut?“

„Ja“, sagt Großmutter von Herzen. „Vater hatte uns die Augen aufgetan für ihre Schönheiten. Oft wurden wir auch eingeladen, näherzutreten und alles von innen anzusehen. Dafür hatte uns nun wieder Mutter den Blick mitgegeben: das schöne Porzellan und Glas, auf „Konsolen“, an den Wänden, bis fast zur Decke hinauf.“

„Wer hat denn das abgestaubt?“

Praktisch denkt heute die Jugend, geht es Großmutter durch den Kopf. Aber sie erinnert sich, daß diese Frage auch schon *ihre* Kinderzeit beunruhigt hat. Und wie sie erleichtert war, daß nicht *sie* sie zu lösen hatte. Das hätte wohl einen Trümmerhaufen gegeben, wie im seligen Pompeji. Bei Mutter zuhaus stand alles, selten und kostbar, ererbt oder erworben, schön hinter den Spiegelscheiben großer „Servanten“ und „Vitrinen“. Für die schönen uralten Möbel in den Schlössern hatte die häusliche Einrichtung Verständnis erweckt. Da hatte Christel zum Beispiel ihren Kram in einer Kommode, die war von weißen Marmorsäulen getragen, und deren Haupt und Füße waren vergoldet.

„Großmutter, woran denkst du denn da wieder? Mach schon, daß wir nach *Stroppen* kommen, zum Mittelpunkt der Welt.“

„Stroppen. Da waren die Straßen mit Katzenköpfen gepflastert. Dazwischen wuchs Gras, und wenn der Frau Pastorin oder der Frau Doktorin die Gänse entlaufen waren, da fraßen sie es ab. Dann gab's ein paar Lädchen, am Ring, mit Glöckchen an der Tür, die wehmütig bimmelten, wenn mal ein Kunde kam. Zu kaufen gab's: Flanellhosen und Lakritzenstangen, Kaffee, Benzin, Briefpapier, „Parföng“ und Dauerwurst, kurz *alles*. Das Hauptstück aber war die echte Stroppener „Weltachsenschmiere“.

Es wurden in Schlesien unterschiedliche heimatliche Getränke hergestellt. Der „Stonsdorfer“, der „Wünschelburger“, der „Breslauer Hennigcreme“ und manches andere. Oder gar die „Kroatzbeere!“ Und wenn man sie heute einem Landsmann kredenzt, da lachen ihm Augen, Magen und Herz. Denn so eine Kroatzbeere, das ist

schon mehr als ein Gläschen Schnaps, das ist ein Schluck Heimat, Erinnerung und — Hoffnung!

So weit ist nun Großmutter wieder abgekommen. Das macht die „Weltachsenschmiere“ am Mittelpunkt der Welt.

„Aber wieso denn grad dort, Großmutter? In so einem holperigen Städtchen, wo sich die Füchse gute Nacht sagen?“

„Ja wieso? Denkt mal hübsch nach.“ Selbst die große Alwi runzelt die Stirn vor lauter Besinnen, wie's doch so sonderbar eingerichtet ist auf der Erde. Ausgerechnet in Stropfen der Mittelpunkt der Welt.

Bis es der „Herr Oberlehrer“ überlegen von sich gibt. Die Erde ist doch eine Kugel und dreht sich um die Sonne. Das haben Leute herausgebracht, die *noch* gescheiter sind als wir. Dem Clarißchen ist das gar nicht recht. Eine Kugel ist so was Unsicheres, die rollt am Ende mal auf und davon. In's Unauffindbare, grade wie ihr vorletzter Ball. Aber an dem letzten, den sie im Schoße hält, macht es ihr Harro klar: „Sieh mal, wenn ich *hier* reinsteche“ — Clarissa macht ängstliche Augen über die Stecknadel — „da ist doch hier der Mittelpunkt. Und wenn ich den Ball umdrehe, immer rum, immer rum, ist doch, kapiertst du das, an *jeder* Stelle der Mittelpunkt —“

Nein, Clarißchen „kapiert“ es nicht. Will es auch gar nicht kapiieren. Es ist so ein ungemütlicher Gedanke, durch's Weltall gerollt zu werden, statt festzusitzen wie auf einem Teller, mit dem Himmel als Käseglocke darüber. Besser es bleibt dabei, daß Stropfen der Mittelpunkt der Welt ist — und die Weltachse dort immer gehörig geschmiert wird. Sonst quietscht sie am Ende. —

Christa Niesel-Lessenthin

W e n n s o c k n i c h s c h l i m m e r k i m m t

Beim Heemlich Franze woar-ne Gons krepieret.
„Sies schoade“, sproach a, 's ies a Mißgeschicke,
Doch schlimmer is, wenn es a Schwein verliert.
Wenns bluuß die Gons ies, hoot ma Glücke.“

Nicht lange druuf muß' sich sei Schweinla län.
Is froaß nichmeh und ging zugrunde,
Derr Heemlich sproach: „S ies schlimm, doch koan iech miech
doß merr derr Uxe nich ging verr die Hunde.“ [noch frän,

Und wieder woarsch 'n Zeitlang hien,
Doo loag derr Uxe tut eim Stolle.
Derr Heemlich sproach zum Nupper: „S ies nich schien,
Doch wenns mei Fard gewaast wär, — denk doch, Kolle!“

Is Fard fiel üm, vier Wucha druuf.
A mußts ock schnell zum Schlächter schoffa.
A sproach: „Deswägen hiert is Laba doch nich uuf,
Is hoot mich salber ju noch nich getroffa!“

Und wie's derrnoo a Heemlich salber noahm,
Und Froo und Kinder stoanda üm sei Bette,
Doo sproach a: „S ies ju schlimm, doaß asu koam,
Doch schlimmer wärsch, wenn's euch getroffa hätte.“

Jitz ies a tut, und sprach' sei Nupper nu:
„Do leit a jitz ferr ewig und ferr immer“,
Derr Heemlich sprach: „Bies stille, ich bien fruh,
Doß iech hier unda nich brauch' stiehn, doas wär viel
schlimmer.“

Ernst Schenke

*Tief beegt die Weide sich zum Wosser nieder
 Eim feuchta Grunde, wu die Mühle stieht
 Is Road pucht laut, die alte Linde blüht,
 Om Groabarande wuchert wilder Flieder.
 Schnieweiße Gansla putza ihr Gefieder.
 A Entaschworm durchs griene Wosser zieht,
 Derr Hofhund ballt, derr Buchfink übt sei Lied,
 A Müller hiert ma ruffa immer wieder.
 Om Brückasteigla, holb verfoln und groo
 A Fuhrwerk hält. Derr Schimmel on derr Leine
 Stieht holb geduldig verschlofa doo.
 Derr Kutscher drüba sitzt eim Sunnascheine
 Gemütlich naber Müllersch senner Froo,
 Eim Äppelgoarta wühln zwee fette Schweine.*

Ernst Schenke

IN DER ÜBERWINDUNG IST FREUDE

Jakob Böhme, der Schuhmacher und Philosoph

Der schwächliche Knabe von dürftigem Wuchs, der in den Auen seines schlesischen Heimatdorfes seines Vaters Tiere hütete, hatte die Augen eines Parzival. Die junge Lust der Berganemonen und der Leberblümchen, die Tauröpflein in der Frühlingssonne Glanz läuteten sich sanft in seine Seele, und der Schmerz der Bäume, die die Wetter um das Haupt der Landeskronen erbarungslos brachen, durchfuhr sein Herz. Milde und rohe Willkür alles Lebendigen erfuhr er wie an sich selbst.

Gnade ist mit jenen Menschen, in deren Augen das Herz mitsieht. Großes ist in ihnen, auch wenn es ihnen verwehrt ist, Großes zu vollbringen.

Der schwächliche Knabe kam nach Görlitz zu einem Schuhmacher in die Lehre. Die Schusterkugel zu seinen Häupten, die das Licht der Lampe auf seine Hände sammelte, wenn er den Pechdraht durch die Nähte zog, enthielt manches Tröpflein Bitternis, denn von den Triften in die enge Schusterstube ist ein gar unbequemer Weg für einen Jungen, auch wenn er schwächlich ist. Aber wenn in der Morgenfrühe das Licht der Sonne durch die Butzenscheibe in die wasserhelle Kugel fiel und in bunten Farben aufbrach, dann

hinderte das Auge, in dem das Herz saß, nichts mehr, sich wieder hinzugeben der Schönheit der Welt, in der das Leichte sich immer wieder hineinwirft in das Schwere. Und an dieser Zweiheit und Einheit des Lebens begann der Junge das große Rätsel des Ewigen zu ermessen.

Und eines Tages stand der Mann Jakob Böhme, der einstige Hüttenjunge aus Altseidenberg, im Lausitzer Vorgebirge vor der Frage, ob Gott nicht auch böse sei, ja sein müsse, um Leben schaffen zu können. „Alles Leben ist Gift und dieses Gift selber ist das Leben“, schrieb er in seinem Buch, das er „Aurora“, die Morgenröte, nannte. Es war nicht verwunderlich, daß ein ungelehrter Mann, der in der Dorfschule notdürftig Lesen und Schreiben gelernt hatte, mit solchen verwegenen Gedanken, daß Gott Gutes und Böses umfasse, Streit mit dem Görlitzer Oberpfarrer bekam. Die „Gotteslästerungen in des Schusters Büchern, die greulich nach Schusterpech und Schwärze stinken“, wurden öffentlich von der Kanzel verdammt.

Aber der unscheinbare, stille, bescheidene und sanftmütige Mann, in dem alles stockte, was beim Schlesier auf schlesisch „Getuppeltsein“ heißt, ließ sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen. Er antwortete: „Lieber Herr Primarius, warum verachtet Ihr mich, daß ich ein Laie bin und habe göttliche und natürliche Erkenntnis? Meinet Ihr, daß der Heilige Geist an Eure Schulen gebunden sei? — Wer waren die Erzväter? Schafhirten, welche auch keine Doctores waren. Wer war Moses? Ein Schafhirte. Was war David? Ein Schafhirte. — Wer waren Christi Apostel? Allesamt arme, einfältige Handwerksleute.“

Dem Philosophen in der Schusterstube wurde das Schreiben vom Magistrat verboten und er richtete sich einige Jahre danach. Aber das Gebot des Geistes läßt sich nicht zähmen. „Je mehr der Baum unterdrückt wird, je heftiger und gewaltiger er wächst: er läßt sich nicht unterdrücken, ob es auch das äußere Leben kosten soll.“

Jakob Böhme fing wieder an zu schreiben. Wie es Interpreten in der Kunst gibt, die nicht über ein Werk reden, sondern aus denen das Werk redet, schrieb in ihm ein Philosoph, in dem das Sein selber sich zur Sichtbarmachung drängt. Die unlernbare Mächtigkeit und Lebendigkeit des Sehens, das Auge eines Parzival, war ihm eigen. Was man vom Genius sagt, daß er eine füllehaltigere Welt als die der anderen habe, daß ihm das Einzelne zum Symbol werde, durch das er die Welt als Ganzes liebend umfasse, ist in seinen Schriften. Er hatte die Empfindung einer Gerechtigkeit, die bestehen läßt, was nie geschieden werden sollte, das Ganze, das

Hohe und Tiefe, das Gute und Böse, Licht und Schatten, wenn das eine nicht wäre, gäbe es das andere nicht. „Denn so nur einerlei Wille wäre, so täten alle Wesen nur ein Ding, aber im Widerwillen erhebt sich ein jedes in sich selber zu seinem Sieg und Erhebung, und in diesem Streite stehet alles Leben und Wachsen, und dadurch wird die göttliche Weisheit offenbar . . . denn in der Überwindung ist Freude.“

Wir überschauen heute fast vier Jahrhunderte zwischen uns und Jakob Böhme, der 1575 geboren, 1624 starb. Der Hütejunge und der Schuhmacher war ein allzumal Junger, weil er aus der Stille seines Herzens lebte. Kühne Ideen, mächtig aufgebrochen aus dem ungelösten Rest der christlichen Metaphysik, immer wieder bewahrt vor der letzten sich verflüchtigenden Hemmungslosigkeit des schweifenden Geistes durch die ehrfürchtige Hinnahme des Schicksalhaften, Gottgewollten, war ihr Wesen jugendhafter Aufbruch. Jakob Böhme gab nichts Endgültiges; er erweckte die schöne Trauer am Grabe eines heroischen Jünglings: die Hoffnung auf das Zukünftige.

Richard Krüger

*Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit.*

Jakob Böhme

Mein letztes Gespräch mit Gerhart Hauptmann

Als ich Gerhart Hauptmann am Pfingstdienstag 1944 auf dem Wiesenstein in Agnetendorf besuchte, dachte ich nicht, daß er das übernächste Pfingstfest nicht mehr erleben würde: so rüstig und voll geistiger Frische fand ich den Einundachtzigjährigen. Frau Hauptmann hatte mich aus der bekannten Halle des Hauses Wiesenstein in den parkähnlichen Garten geführt, wo der Dichter an diesem köstlichen sonnenwarmen Maientage unter dem Laubdach mächtiger Baumwipfel auf einer Bank saß. Nach warmer Begrüßung hieß er mich zu seiner Rechten Platz nehmen, seine getreue Lebenskameradin vervollständigte die Plauderecke, indem sie sich auf die danebenstehende Bank setzte, die mit der unseren

einen rechten Winkel bildete. Ich dankte Gerhart Hauptmann noch einmal mündlich für das schöne Exemplar des „Till Eulenspiegel“, das er mir einige Wochen zuvor mit einer kurzen, aber gehaltvollen eigenhändigen Widmung durch einen gemeinsamen Freund übermittelt hatte. Sogleich gerieten wir in ein anregendes Gespräch über die Rolle des Humors in diesem, seinem mir besonders lieben Werke und über die Pferdchen Gift und Galle. Ich verhehlte ihm auch nicht, daß die für mich eindrucksvollste Stelle des Buches die Schilderung jenes furchtbaren Tages sei, an dem die Sonne nicht aufging. Er kam dann auf den langen, nun glücklich überwundenen Winter zu sprechen mit seinem vielen Schnee und allen dadurch entstandenen Unbequemlichkeiten. Dann fragte er mich nach meiner Heimatstadt Breslau, nach dem Blücherplatz, dem Rathause, dem nun längst eingemeindeten nahen Dorf Oswitz, und seine Gedanken schweiften zurück zu den einst in Breslau verlebten Jugendtagen. Anschließend gab er seiner Freude darüber Ausdruck, daß sein Freund Dr. Grundmann als Provinzialkonservator es so genau nehme mit der Luftsicherung der unersetzlichen Breslauer Kunstwerte. Mit großer Klarheit entwickelte er dann das Problem des Wiederaufbaus der zerstörten Städte nach dem Kriege. Sie würden wohl jedenfalls mit Rücksicht auf künftige Luftangriffe sehr niedrig gebaut werden müssen, das erfordere jedoch große Gebiete, so daß die steigenden Bodenpreise ein schwieriges Problem werden würden. In dieser Hinsicht führte er Beispiele aus Chicago an. Frau Hauptmann warf ein, eine Rücksicht auf künftige Luftangriffe sei hoffentlich nicht erforderlich, da man bei der Furchtbarkeit der heutigen Waffen doch hoffen müsse, daß dieser entsetzliche Krieg der letzte sei. Allein Hauptmann erwiderte lebhaft, genau dieselbe Hoffnung habe schon der römische Schriftsteller Titus Lucretius Carus im ersten nachchristlichen Jahrhundert ausgesprochen, und wie sehe die Weltgeschichte aus: sie sei im wesentlichen Kriegsgeschichte, alles sei dramatisch, alles ein Kampf!

Als ich dann erzählte, ich hätte kürzlich in Breslau einen mich fesselnden Vortrag von Felix A. Voigt, dem Freunde und Biographen des Dichters, über „Florian Geyer“ gehört, bestätigte Gerhart Hauptmann, daß er dieses Werk ursprünglich als Trilogie gedacht habe, und daß die Kürzung nicht immer zum Vorteile des Dramas ausgefallen sei. Sehr lebhaft wurde der Dichter, als wir auf seinen Winckelmann-Roman zu sprechen kamen. Ich sagte, daß ich als Schmetterlingsnarr von der mystischen Rolle des Totenkopfs in diesem Roman als eines immer wiederkehrenden Todverkünders besonders ergriffen worden sei. Hauptmann berief sich

auf Winckelmanns Briefe und legte eingehend die von ihm vertretene These hinsichtlich der Ermordung des großen Kunsthistorikers dar. Der Roman sei fertig, aber er beabsichtige eine Überholung. „Ich werde wohl nicht mehr dazu kommen“, setzte er mit leisem Bedauern hinzu. Einen Augenblick war es mir unter den rauschenden Bäumen, als säße ich 113 Jahre früher im Park von Tiefurt an der Seite des einundachtzigjährigen Geheimbde Rats. Jetzt beanspruche ihn vor allem „der neue Christophorus“, fuhr Gerhart Hauptmann fort, in dem es um die Erlösung gehe. Das sei eine unendliche Aufgabe, die er nicht mehr hoffen könne, zu Ende zu führen.

„Mit fünfzig Jahren war ich ein Fortschrittsgläubiger“, bekannte der Dichter. „Wenn nicht jede Woche einen neuen Fortschritt brachte, waren wir unzufrieden. Inzwischen lernte ich einsehen, daß das Leben in einem dramatischen Auf und Ab besteht. Die Erlösung ist immer anders, jedesmal eine andere, der alte Tod kommt nur einmal für jeden, und Gott muß es auch geben, das wäre ja sonst schrecklich. Ewige Glückseligkeit wirkt aber ewigen Tod. Das Wesen des Lebens jedoch ist das Dramatische, ist der Kampf.“

Als ich mich verabschiedete, bat Gerhart Hauptmann mich um baldige Wiederholung meines Besuches, damit wir uns weiter unterhalten könnten. Ich hatte mich schon einige Schritte entfernt, da rief er mir noch nach: „Auf Wiedersehen! Schon aus Egoismus: ich möchte ganz gern noch etwas leben!“ Und aufrecht stehend, ungebeugt winkte der greise Dichter mir freundlich nach, als ich an der Seite seiner Lebensgefährtin durch den frühlinggrün leuchtenden Garten wieder seinem Hause zuschritt.

Waldemar v. Grumbkow

Das ausreichende Brot

Es liegt eine Krone im tiefen Rhein, aber im Strom der Zeit und im Meer der Vergangenheit liegen noch ganz andere kostbare Dinge. In meiner Jugend sah ich da noch manches schimmern. Ich mußte nur immer durch die Augen meiner Großmutter sehen, da sah ich es. Denn die Augen meiner Großmutter, manchmal auch die meiner Mutter, waren mir wie Ferngläser in eine tiefe Vergangenheit, in der die Menschen noch geschmückt waren mit zwar unsichtbaren, aber doch strahlenden himmlischen Kronen und in

der sie noch alle das Schatzkästlein des Glaubens in ihren Herzen trugen.

Da wir arm waren, kam als einziges Buch im Jahre der Kalender in unser Haus, und der war nun mein Studium das ganze Jahr hindurch. Wohl erfreuten mich auch die Geschichten hinten, aber die tiefste Quelle meiner Freude und meines jungen Wissens war das Kalendarium mit seinen geheimnisvollen Zeichen, der „Goldenen Zahl“, dem „Sonntagsbuchstaben“, den Sternbildern des Tierkreises, den Mondphasen. Auch die heiligen Namen eines jeden Tages studierte ich genau. Die Tage kamen mir nicht bloß wie gestaltlose Zeiten, sondern wie wirkliche Wesen und Gestalten vor. So zum Beispiel kam mir nicht bloß der 29. September, sondern der Erzengel Michael kam und blieb bei mir den ganzen Tag.

Die Großmutter mußte mir alles erklären. Und sie konnte es auch, weil ihre Augen so tief in die Vergangenheit reichten. Das hat mich eigentlich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin, immer verbunden mit dem Himmel und der Erde und all den wunderbaren Mächten, die darin walten. Und an jedem Morgen beginnt für mich ein Feiertag, so daß ich mir am liebsten immer die Sonntagshosen anziehen möchte.

„Großmutter, hier steht ‚Erntefest‘. Die Ernte ist doch schon lange in der Scheuer.“ „Du mußt dir aber erst dein Gesicht waschen lassen, und auch die Hände. Komm, ich will dich kämmen und will dir auch ein wenig die Hosen bürsten!“

Sie setzte sich selber ihr schönes Häublein auf, nahm mich bei der Hand und ging mit mir in die Scheuer. Und es war ganz feiertäglich um uns beide. Als die Großmutter das Scheunentor öffnete, hatten ihre Hände etwas Andächtiges. Es kann sein, daß sie mir anfänglich etwas vormachen wollte, aber jetzt war sie schon darüber hinaus; jetzt war sie mitten in feierlichem Tun, bei dem sie nur dies wollte und nichts anderes. Sie hatte auch meine Hand schon losgelassen und schritt dahin, wie ein Traumwandler dahinschreitet. Wahrhaftig, mir war, als wäre die Scheuer auf einmal eine Kirchenhalle. Die Ähren, die aus Bansen und Boden quollen, leuchteten golden. Und es war eine solche Stille, daß es wie ein mächtiger Introitus klang, als die Großmutter mit betender und frohlockender Gebärde zum Bansen ging und sagte: „Seid vieltausendmal begrüßt, ihr abertausend Ährlein Gottes, und ich gratuliere euch zu dem schönen Feste, das ihr heute feiert!“

Ganz ergriffen lief ich der Großmutter nach, faßte sie an der Schürze und sagte: „Großmutter, das ist aber schön!“

Großmutter legte mir ihren Finger auf den Mund und sprach ganz leise zu mir: „Sei einmal ganz still und horche!“ Zugleich drückte sie meinen Kopf an den Bretterverschlag des Bansen.

„Bis zum Erntefest“, sagte die Großmutter noch, „ist das Erntegetreide wach. Da knistert's in einem fort, im Bansen, auf dem Aterboden. Manchmal so leise, wie wenn ein Kind seinen Arm um die Schultern des andern legt; manchmal hell, wie wenn es dem anderen einen Kuß gäbe; manchmal so rasch, wie wenn sie sich etwas erzählten; manchmal so andächtig, wie wenn sie miteinander beteten.“

„Ja, Großmutter, ich höre es auch! — Und wie ist es denn nach dem Erntefeste?“ „Nach dem Erntefeste wird das Knistern immer leiser. Die Ähren schlafen ein und träumen einen ganz süßen Traum. Engel kommen und enthülsen die Körnlein. Einige von den Körnlein dürfen wieder, heidi, auf den Acker springen, und im Acker sind tausend warme Bettlein. Dort erwachen sie auf einmal wieder, und dann ist ein neuer Frühling; sie sehen die blaue Kornblume und den roten Mohn, und sie wachsen wieder in Halm und Ähre.“

„Ja, Großmutter!“

„Und die anderen träumen einen noch viel schöneren Traum. Sie sehen sich auf einmal in ganz weißem Kleide und kommen sich so leicht vor, wie man sich manchmal im Traum vorkommt. Und dann tanzen sie mit jedem Windlein, und machen auch den Müller und den Bäcker ganz weiß. Und dann denk dir, Junge! Dann sind sie auf einmal wirkliche Menschen! Sowohl du wie auch ich, wir sind aus dem Getreide geworden, das so wie dieses im Bansen lag und auf dem Aterboden!“

„Ja, Großmutter!“ — — —

Ich weiß nicht mehr, wie wir aus der Scheuer herausgekommen sind. Es ist mir sogar, als wäre ich noch jetzt mit meiner Großmutter darin. Die Sonne steht am Erntefest schon sehr schräg zu unserer Erde, und sie kann mit ihrem Schein schon sehr tief in die Scheuern hinein. Sie traf eine ganze Reihe überhängender Ähren, und die leuchteten nun wie Altarkerzen.

Im nächsten Jahre, als die Bauern ihre Felder abgeerntet und schon nachgerecht hatten, sagte die Großmutter zu mir: „Komm, wir wollen heute ein wenig Ährenlesen gehen! Siehe, es ist diesen Sommer auf den Feldern deiner Eltern alles schlecht gewachsen,

und das Getreide wird nicht ausreichen in diesem Jahre. Vielleicht finden wir auf den großen Bauernfeldern noch einige Ähren!“

Sie band sich wieder das schöne Häublein auf. Ich war traurig, weil ich an den Kummer meiner Eltern dachte. „Nein, du mußt nicht ein trauriges Gesicht machen“, sprach die Großmutter, „du mußt auf Gott vertrauen, sonst finden wir nicht genug Ähren! Siehe, wir gehen jetzt wie die reichen Bauern aufs Feld. Jetzt, nachdem die Nachreche eingefahren ist, sind alle Felder unser. Denkst du, daß der Herrgott die reichen Bauern lieber hat als uns arme Leute? Siehe, ich setze mir heute das Sonntagshäublein auf; wir werden heute der Güte Gottes bezeugen! da müssen wir schön und fröhlich sein!“

„Ja, Großmutter! Wie am Erntefest im vorigen Jahr!“ „Denkst du noch daran? Heute sollst du erfahren, daß die Ernte selber schon ein Fest ist, vielleicht nicht mehr für die großen Bauern, aber für uns kleine Leute, wenn wir Ährenlesen gehen!“

Und richtig, es war an einem Sonntag. Auf allen Feldrainen kamen Leute daher, alle in fröhlichem Gespräch. Und sie verteilten sich auf die abgeernteten Felder und waren nun wie flatternde Vögelin. Ihr Niederbücken war wie Wippen, und ihr Klauben war wie Picken. Wo wir beide einfielen, war gerade der Leineweber und Kirchvater August Strangfeld aus Schlegel, den wir sehr liebten. Und der war noch viel mehr wie ein Vögelin. Er schäkerte wie eine Elster und schilpte wie ein Sperling und piff wie ein Star. Aber alles war fromm, was er da über das Stoppelfeld redete.

„Sorget nicht ängstlich für euer Leben!“ rief er. „Fraget nicht: was werden wir essen und womit sollen wir uns bekleiden? Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht, und doch ernährt sie der himmlische Vater!“

Da ging ein Sonnenschein über alle Gesichter, und alle glaubten das. Es war schön auf den Feldern beim Ährenlesen. Als der Abend kam, hatten wir alle tüchtige Bündel von Ähren, schier wie zwei bis drei Garben. Wir waren bis auf die Wolfskoppe gekommen, bis wo der Wald anfängt. Die meisten waren schon heimgekehrt, weil sie müde waren. Nur der Kirchvater war noch in unserer Nähe. Er hatte keine Kette über seinem Webstuhl, denn es war eine schlechte Zeit für die Weber.

„Jetzt wollen wir unseren Heimweg beim Hinterbergkreuz vorbeinehmen“, sagte die Großmutter.

Da erfuhr ich nun noch etwas sehr Schönes. Wo die Großmutter als junges Mädchen beim Bauern gedient hatte, war auch solch ein Kreuz mitten auf den Feldern. An diesem Kreuz suchten die Bauern ihre Erntewagen vorbeizufahren, oder wenn das wegen der Wegegerechtigkeit nicht ging, schickten sie wenigstens eine Magd mit einer Garbe an dem Kreuze vorbei oder grüßten von fernen Wegen her das Kreuz. „Dann reicht das Getreide das ganze Jahr, auch wenn die Ernte einmal nicht gut war“, sagten sie. Und am Erntefeste ritten sie alle zu dem Kreuz und sangen ein Lied:

„Zum Lobpreis dir, Herr Jesu Christ,
der du der Herr der Ernte bist!“

Als ich später Theologie studierte, hörte ich, daß die vierte Bitte im Vaterunser ursprünglich vielleicht gelautet habe: „Unser ausreichendes Brot gib uns heute!“

Josef Wittig

*Das Brot ernährt dich nicht.
Was dich im Brote speist
Ist Gottes ewig's Wort,
Ist Leben und ist Geist.*

Johannes Scheffler.

Tröstlicher Abschied

Das war eine unendlich alte, von den Anderen schon als zur Dorfgeschichte gehörig betrachtete Sache, die dem Kalkmann-Bauern an diesem Weihnachten des Jahres 1944 nicht mehr aus dem Kopfe ging. Er wollte diese Belanglosigkeiten — und heute nach Jahren der Selbstprüfung dünkten es ihm selber Belanglosigkeiten — nicht mehr ungebührlich lange betrachten und hervorzerren. Damit keiner von diesen Giftstacheln und Haßgedanken, die in den letzten Jahren das Feuer der Unversöhnlichkeit geschürt hatten, aufs neue etwa in jenes Beginnende, Befreiende und Helle dringen konnte, das vor wenigen Minuten der greise alte Pfarrer angerührt hatte, als er in seiner Weihnachtspredigt von der Weihnacht zum Abschied sprach. Ja, es war eine bitterböse Feindschaft zwi-

schen ihm und dem Häusler-Lange, wie jener seines geringen Anwesens halber und zur Unterscheidung mit den vielen anderen Langes im Dorfe allgemein hieß. Diese Feindschaft machte ihn jetzt nicht mehr froh, wie das oft in den Stunden des blinden Hasses und der schäumenden Wut geschehen war, sondern stimmte ihn schweigsam.

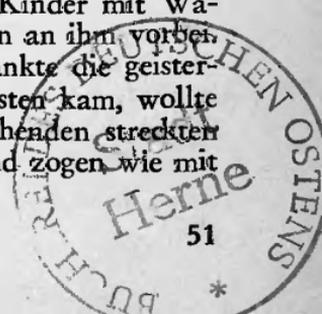
Ihm fielen die Worte des Pfarrers ein, welche wie erlösende Tropfen in den bitteren Wermutbecher dieser Stunden geflossen waren. Er hatte von dem gesprochen, was alle im Dorf bewegte und unruhig werden ließ und was nun vor ihnen stand, dort draußen in den unendlichen Weiten des Ostens. Was gegen sie aufgestanden war, gegen dieses Dorf und dieses Land und die Hölle selber sein konnte, der Untergang und das Ende.

„Ihr wißt nicht, ob dies ein Weihnachten ist, von Gott zum Abschied in der Heimat für euch beschert. Ihr wißt nicht, ob diese Weihnacht Abschied bedeutet für euch im Dorf oder gar für viele Menschen unseres Landes. Ob es nicht gar ein weiterer und größerer Abschied für manchen von euch wird, da wir nicht wissen, was die nächsten Tage uns bringen, die drohend aufsteigen.

Auch ich weiß dies alles nicht. Aber ich und ihr, wir wollen daran denken, und lassen wir es unsere Herzen wissen, daß es heute eine Weihnacht zum Abschied werden kann. Laßt nichts Falsches und Schlechtes, Gemeines und Niederträchtiges zurück.“

Unruhig schritt Kalkmann durch die Zimmer seines Hauses. Doch wohin er auch ging, die Mahnung des Pfarrers blieb bei ihm.

Nun stand er oben am Fenster des Schlafzimmers, von dem der Blick die Straße entlang zum Langeschen Grundstück hinüberreichte. Das Haus blieb allerdings durch die beginnende, große Straßenkehre verdeckt. Aber Kalkmann sah es trotzdem, und er sah das Gesicht Langes vor sich, damals, als dieser vor ihm gestanden und beinahe mit bittender Stimme zu ihm gesprochen hatte: „Laß den alten Streit begraben sein, Kalkmann-Bauer.“ Damals glaubte er nicht anders zu können, als diese Hand zurückstoßen zu müssen. Aber Kalkmann sah plötzlich noch mehr: Auf der Straße vor ihm schleppte sich ein müder, armseliger Zug. Gleich einer Vision zogen Männer, Frauen und Kinder mit Wägelchen, Taschen, Koffern, Betten auf dem Rücken an ihm vorbei. Krank, halb erfroren, hungrig und erschöpft, wankte die geisterhafte Schar dahin, und der Zug, der aus dem Osten kam, wollte nicht enden, und die Arme und Hände der Ziehenden streckten sich nach ihm aus und nach dem ganzen Dorf und zogen wie mit



geheimen Kräften an ihm und an allen. Verstört und erschrocken wandte sich Kalkmann um, als seine Frau hinter ihm stand, die ihn lange suchte, damit endlich die Bescherung beginnen könnte. Doch Lieder und Gedächtnisse, Gebete und jubelnde Freude der Kleinen drang nicht mehr zu ihm durch, er sah und hörte alles nur wie hinter einem dichten Schleier, vor dessen zarten, ach so leicht zerreißbarem Gewebe jener Zug von vorhin einherging.

Und da nun der Hofhund anschlägt, an die Tür geklopft wird und Häusler-Lange im Zimmer steht, ist es gar kein Verwundern mehr, das ihn erfüllt, sondern es kommt ihm eher vor, als müsse dies so sein und als habe er es schon erwartet. Doch nicht lange vermag Kalkmann seine gewohnte Haltung zu bewahren und es gelingt ihm kaum, dem Eintretenen seine Hand entgegenzustrecken.

Er sinkt auf dem eichenen Stuhl förmlich in sich zusammen. Häusler-Lange, solchen Empfanges nicht gewärtig, gleichermaßen überrascht und verstört wie alle Umstehenden des Hauses, findet nur mühsam die Worte und es wird fast ein Stammeln daraus.

„Kalkmann, du kannst mich rausschmeißen, das weiß ich. Aber ich mußte trotzdem noch einmal zu dir kommen. Ich hab's zuhause nicht mehr ausgehalten. Die Soldaten, die vorhin eben von der Front zurückkamen, halb verhungert und bloß noch in Lumpen gehüllt, die haben mich an unseres Pfarrers Worte erinnert. Kalkmann, ich glaube, es wird für uns eine Weihnacht zum Abschied werden. Vorhin, als ich über die Straße ging, flog ein Zug Wildgänse nach Westen, und es war mir, als müßten auch sie schon aus dem Osten fliehen.“

Ja, dem Häusler-Lange werden die Worte schwer, und er weiß nicht recht, ob das Wasser, das aus den Augen quillt, nur geschmolzene Schneeflocken sind.

Kalkmann geht hinüber in Häusler-Langes Haus, um dessen Familie zu holen. Ein starker Wind weht vom Flusse her, auf dem die Eisschollen treiben wie verlorene Schiffe im Meer. Der Himmel ist verhüllt und schüttet den Schnee unaufhörlich auf das Dorf, welches beinahe ganz im feierlichen Weiß versunken ist. Die Dorfstraße ist lebendig geworden und erdröhnt vom Lärm der Autos und Soldaten. Am Horizont zucken die Scheinwerfer auf und versuchen, die Wolkenberge zu durchdringen, in denen sich das Geräusch von Fliegern mit dem Schreien der aufgeschreckten Vögel vermischt. „Ich glaube“, spricht Kalkmann beim Eintreten ins Haus, „der Friede auf Erden ist gestorben. Gut, daß wir ihn wenigstens gefunden haben.“

Nach Neujahr heißt es dann für das Dorf wirklich Abschied nehmen. Der Russe steht dicht davor und nicht alle können mehr entfliehen. Und manchem, dem es trotz der verstopften Straßen und Wege gelingt, wird die eisige Januarkälte zum Verhängnis. Der Schnee ist ein sauberes und weiches Leichentuch.

Im Frühjahr und Sommer müssen noch viele Menschen ihre ostdeutsche Heimat verlassen und das hinter sich bringen, was für das Dorf bereits Erinnerung geworden ist.

Und für den Häusler-Lange kommt dann im Herbst der Abschied. Der größte, der uns Menschen beschieden sein kann. Man sagt, er sei am Heimweh gestorben, wie das ja bei vielen wohl auch der Fall gewesen sein mag. Die Ärzte indessen meinen, er müsse sich in der Kälte auf der Flucht den Tod geholt haben.

Es war wahrhaftig ein Abschied für alle geworden, wie es der greise Pfarrer vorausgesagt hatte.

Von Kalkmann bekomme ich ab und zu einen Brief. Er ist irgendwo im Westfälischen als Knecht auf einem großen Hof. Frau Lange und deren Kinder arbeiten auch auf demselben Hof und wohnen im gleichen Dorf. Er freut sich, daß er sich ihrer — soweit es eben möglich ist — annehmen kann. Und daß es ihm auf diese Weise vergönnt ist, ein klein wenig gutzumachen.

„Ich freue mich dieses Jahr auf das Weihnachtfest“ — schreibt er mir — „das wir — wie immer in den letzten Jahren — mit Mutter Lange und deren Kindern zusammen feiern werden. Trägt es doch für uns eine besondere Erinnerung an die Weihnacht zum Abschied.“

Und er schließt: „Möchte uns Heimatlosen recht bald eine Weihnacht zur Wiederkehr in die Heimat beschieden sein. Das ist mein einziger und letzter Wunsch.“

Jochen Hoffbauer

*Unsrer Herzen hartes Feld
soll sich öffnen zu der Frucht,
die der Höchste von uns heischt
und der Nächste bei uns sucht.*

Friedrich v. Logau.

Abschiedslied für die Ausziehenden als Wegzehrung

*Gesungen von Pfarrer Opitz, Schreiberhau,
mit seiner Gemeinde im Mai 1946*

Wer weiß, wo noch das Brunnlein quillt,
woraus ich trinken werde?
Vielleicht, wenn Du, mein Gott, es willst,
quillt es aus fremder Erde.

Denn Du, mein Gott, Du gehst wohl oft
mit uns gar fremde Straßen
und führst uns, ganz unverhofft,
hinweg, wo wir sonst saßen.

Wer weiß das Haus, wer weiß den Raum,
die sich noch für mich schicken?
Wer weiß den Garten und den Baum,
die mich hinfort erquicken?

O Herre Gott, das weißt nur Du,
Dir ist es nicht verborgen,
drum weicht, ihr Sorgen, laßt mir Ruh!
Gott wird mich wohl versorgen.

(Aus dem 18. Jahrhundert)

Der kleine Vinz

Tapferkeit . . .

Der lange Robert hatte die seltene Fähigkeit, Worten ein Gesicht zu geben. Jeder horchte auf, wenn er ein Wort wie dieses in die rauchgelbe Hinterstube des Steinersdorfer Kretschams warf.

Wir alten Kumpane der Skigilde feierten unsere jährliche Zusammenkunft. Draußen rannte der Nordost gegen den alten Kretscham. Leise ächzten seine Balken. Die Fenster prickelten im Schneegestöber, und die Dachreiter klapperten unablässig, als ob in ferner Höhe eine Mühle lief. Wir lauschten auf „Rübezahls

Orgelspiel“, wie wir die Winterstürme nannten. Dabei hielten wir die Finger um die dampfenden Groggläser und lächelten vor uns hin. Wie heimelig das warme Stübchen war!

Es gibt eine stille Tapferkeit, die ergreifend ist . . .

Robert sann dem flinken Spiel der Funken im Feuerloch des alten Ofens nach.

Ein Sturm wie heute, sprach er leise. Ihr erinnert euch der sibirischen Kälte des vorigen Winters. Dazu sieben Tage, sieben endlos lange Nächte Schneesturm, so empfing mich Vater Rübezahl, als ich, vom Polenfeldzug heimgekehrt, meinen Skiurlaub in seinem Reich verbrachte. Doch ich saß in der Wolfsbergbaude halbwegs warm und hatte schließlich nichts zu leiden.

Dort drüben auf dem böhmischen Kamm geschah, was ich euch erzählen muß. Dort hielt einer in höllischer Einsamkeit stand, rettete zwei Menschen wie ein Häuflein Vieh und war selbst erst zehn Jahre alt. Als ich ihn entdeckte, zeigte er den Gleichmut der uralten Leute, die vom Leben nichts mehr fürchten — bis auf eines, ihr Geheimnis. Doch nun muß ich erst berichten, wie ich zu dem einsamen Glauerhäusel kam, das abseits der gesteckten Skibahnen an einer Lehne des Plattenberges liegt. Sechs Tage hatte ich also in der Wolfsbergbaude festgesessen. Man konnte nicht vor die Haustür treten, ohne fortgeweht zu werden. Und eine klirrende Kälte — bis zu fünfunddreißig Grad! — da hörte das Vergnügen auf.

Am siebenten Tage endlich schiebt sich die Sonne durch die Wolkenbündel, das Thermometer steigt, und der Orkan ist einem seufzenden Südwest gewichen. Endlich bin ich dem Gefängnis entronnen. Ski Heil, die Fahrt beginnt . . .

Eben wachse ich die Brettel, da tritt der Baudenwirt zu mir. „Du könntest mir einen Gefallen tun, Robert . . .“ spricht er. „Wenn du doch zur Geigergucke übermächst — der Feldpostbrief ist für die Glauern — wohl von ihrem Mann. Der Briefträger hat ihn vor drei Tagen hiergelassen. Bei dem Wetter konnte er sich nicht zum Plattenberge wagen. Und heute ist's ne Kleinigkeit . . .“ Natürlich erklärte ich mich bereit, den Brief mitzunehmen. Der Aufstieg am spiegelblank gewehten Hang war beschwerlich. Auf dem Kamm türmten sich die Schneegebirge. Jeder Schritt erforderte die ganze Kraft. Und die Zeit verrann. Endlich stand ich unterm Plattenberg. Rechter Hand mußte das Glauer-Häusel liegen. Ich kannte es genau.

Ja, mußte . . . die Hütte war verschwunden. Wie zur Erkundung ließ ich die Bretter langsam gleiten — leichte Schußfahrt durch den

Pulverschnee. Auf einmal fliegen sie durch die Luft. Ich reiße mich zusammen — sachter Aufschlag, ein stolperiger Quersprung, und ich stehe vor dem tiefverwehten Eingang. Das Dach der Hütte war mit dem Hang zu einer einzigen Schneedecke verschmolzen. Ich war darüber hinweggesaust.

Ehe ich klopfen konnte, öffnete sich ein Spalt der Tür. Ein stämmiges Kerlchen trat seelenruhig auf den Schnee, der in den Hausflur eingekippt war, und grüßte mich mit seiner hellen Kinderstimme. Ein hübscher Junge war's, mit Flachsgesträhne überm runden Kopf und roten Backen. Dennoch löste sein Anblick — ihr dürft mich einen Narren heißen — sogleich mein Mitleid aus. Ein harter Zug, wie er abgekämpften Männern eigen ist, schien um seinen Mund zu liegen, und die Augen waren übergroß — vor Angst, so weiß ich's heute. Das Kind war Vinzenz Glauer.

Drinne in der Stube verbreitete der Kachelofen, der nach böhmischer Art inmitten des Raumes stand, eine wohlige Wärme. Vor seinem Feuerloch saß ein winziges Kind, klatschte in die Händchen und krächte selig vor sich hin. Als es mich gewahrte, fing es zu weinen an. Doch der Junge streichelte sein seidiges Haar und nannte mich den guten Onkel. „Unsere Rosemarie ist brav!“ sprach Vinz mit mütterlicher Behutsamkeit. „Sie bekommt jetzt Milchpaps!“ Und er setzte das Schwesterchen, das sich rasch beruhigt hatte, auf einen Stuhl, holte den Brei vom Herd und begann das Kind zu füttern: Ich hatte mich unterdessen auf die Ofenbank gesetzt und genoß das Bild des Friedens: das tiefverschneite Häusel, die saubere, warme Bauernstube, die beiden Kinder in geschwisterlicher Eintracht . . . Wahrlich, die Frau Glauer hatte ihre Wirtschaft wohl im Zuge!

Da fiel mir der Auftrag ein. Wo ist die Mutter, fragte ich den kleinen Vinz.

Die schläft, sprach er mit einer Barschheit, die verlegen klang. Und da bist du die Mutter, scherzte ich.

Nu . . . brummte Vinz und schob einen Löffel Brei in den Mund der kleinen Schwester. Mich wunderte es zwar, daß die Frau um Mittag schlafe. Doch ich dachte, sie sei gewiß nicht wohl. Zudem — was konnte sie Besseres in diesem abgelegenen, schneeverwehten Hause tun? Daß der Mann am Westwall stand, wußte ich vom Wolfsbergwirt. Unterdessen war Rosemarie gesättigt. Vinz säuberte den Mund des Kindes und legte es in das Körbchen, das am Ofen stand. Dann holte er Kartoffeln und Schlippermilch herbei und begann selbst zu essen — wie ein alter Mann. Sein Gesicht schien

noch versorgter als bei meinem Eintritt. Um mich kümmerte er sich kaum.

Das Wetter hat euch tüchtig zugesetzt, begann ich wieder. Dazu meinte Vinz mit Gleichmut, indem er ein Stück Kartoffel übers Messer in den Mund schob:

Es hat ganz hübsch gemacht.

Als ich ihn fragte, ob er sich gefürchtet habe, sah er mich verwundert an.

Vor was denn . . . meinte er im Kauen.

So kamen wir allmählich in ein vertrauliches Geplauder. Vom Sommer erzählte das Kind und von den vielen Fremden, die dann vorüber kämen. Daß es winters hier oben still sei und er bei hohem Schnee nicht in die Schule brauche. Von der Kuh, den beiden Ziegen, den Hühnern und Kaninchen des Glauer-Häusels . . .

Zeig mir rasch noch euer Vieh, sprach ich endlich. Dann müssen wir die Mutter wecken.

Vinz sah mich mit seinen veilchenblauen Augen an, auf deren Grunde das Entsetzen stand.

Ja, was denn, Kind! Ist deine Mutter krank . . .? fragte ich erschreckt.

Die Antwort war ein bitterliches Schluchzen. Ich zog den Jungen an mich und streichelte sein flachsenes Haar.

Er zögerte noch immer. Endlich wischte er die Augen mit den kleinen Fäusten aus und winkte mir. Wir kamen in den Stall, wo das Vieh ruhig kaute. Am Ende war eine kleine Tür. Wieder zögerte der Junge. Seine Augen flehten zu mir auf. Doch ich beachtete es nicht. Da öffnete er das Pförtchen. Ich trat in den Holzstall und blieb wie angewurzelt stehen — ja, wie vom Blitz getroffen und erstarrt war ich. Der Junge schluchzte neben mir . . .

Als wir wieder in der Stube waren, wo Rosemarie, die winzigen Hände vor die Augen gepreßt, ruhig schlief, nahm ich den kleinen Vinz in meinen Arm. Er weinte leise vor sich hin, und auch ich hab — nehmt es mir nicht übel — wie ein altes Weib geflennt. Dann erzählte der Junge, was geschehen war . . .

Muttel war schon lange krank. Es hat ihr auf der Brust gelegen. Als der Sturm zu machen anfang, da fiel sie plötzlich um. Blut kam aus dem Munde, ein winziges bisschen Blut. Ich half ihr auf und wollte den Doktor holen. Doch Muttel sagte:

„Bei dem Wetter holste dir den Tod! Und mir hilft keines mehr.“ Dann betete sie die ganze Nacht. Ich hab getan, wie wenn ich schlafe. Doch ich konnte ja nicht schlafen — vor lauter Angst.

Anderntags hatte Mutter mich in den Holzstall mitgenommen und auf Großmutter's altes Bett gewiesen. „Wenn mir ganz schlecht wird“, hat sie gesagt, „da leg ich mich dahin und krieg den ewigen Schlaf. Da mußte nicht weinen, Vinzel! Du bist ein großer Mann. Da machste deiner Mutter die Augen hübsch zu, daß sie inwendig sehen kann, weißte — das himmlische Reich. Und dann warteste hier im Häusel, bis das Wetter vorüber ist. Dann werden dir die Leute helfen, und Vater wird zu Hause kommen.“ Hernach hat sie mich an die Hand genommen und hat mir alles gezeigt: was die Rosemarie zu essen kriegt und wie das Vieh gefüttert wird und wann Melkzeit ist. „Und halt immer hübsch Feuer unterm Herde, daß es warm ist für das Kind! Und denk an die liebe Mutter Maria wie an deine eigene Mutter, die so gerne bei dir bliebel!“ Und ein ander Mal sagte sie: „Jungel, du bist unsere einzige Hoffnung. Halt ock durch und mach bloß alles richtig. Sonst verschlingen euch die Wetter!“ Dann ist ihr wieder schlecht geworden. Sie hat die Rosemarie in den Arm genommen und immerzu geküßt. Mich hat sie lange Zeit gestreichelt. „Jungel, was dir das Leben aufhockt!“ hat sie wie für sich gesprochen...

Der kleine Vinz weinte lange an meiner Brust. Dann erzählte er das Ende der tapferen Frau, die seine Mutter war.

Früh lag sie im Schuppen — auf Großmutter's altem Bett. Da hab ich gemacht, wie sie's sagte, und hab sie noch mit ihrem guten Schultertüchel zugedeckt. Ganz kalt war Mutter, aber schön... o so schön, balde wie ein Engel...

Nun strömten die Tränen des Kindes.

Sie ist ein Engel, erwiderte ich und war von der Wahrheit zutiefst durchdrungen. Dann zog ich den Feldpostbrief hervor. Wir öffneten und lasen ihn gemeinsam — im letzten Licht der gelben Winter-sonne. Wenzel Glauer schrieb seiner Frau, daß er zum Unteroffizier befördert sei und demnächst auf Urlaub kommen werde. „Noch zehn Tage Geduld, mein liebes Weib! Dann sitze ich bei Euch — in unserem hübschen Häusel...“ schrieb der Frontsoldat...

Robert trank den Rest des Grog's mit einem Schluck. Wir andern saßen reglos um den Tisch. Wir hatten unsere Wirklichkeit vergessen — vor dieser größeren, die in unsere Seelen eingebrannt war.

Das Ende ist rasch erzählt . . . nahm Robert noch einmal den Faden auf.

Ich fuhr zur Wolfsbergbaude zurück und schickte ein Telegramm an Glauer. Über Nacht schlief ich bei den Kindern. Früh war der Vater da — ein hagerer Gebirgler mit Falkenaugen. Als er den ersten Schmerz überwunden und die Geschichte dieser wundersamen Rettung vernommen hatte, zog er das Kind an sich. „Du bist ein Held, mein Kind!“ sprach er bewegt. Und hat er damit etwa übertrieben . . . ?

Gerhart Pohl

*

Vielleicht muß sein, daß wir am Abgrund stehen,
Um einmal seine Tiefe zu erfassen
Und unsre eigene Schwachheit hart zu hassen,
Die uns fast trieb ins große Untergehen.
Doch dann geschieht es, daß wir plötzlich sehen
Den Weg, den wir im Taumel einst verlassen.
Noch ist ja unser Stern nicht im Verblässen,
Nein, klar und hell sehn wir ihn neu erstehen,
Und suchen uns zurück zu jenem Pfade,
Der uns dem Stern und Ziel entgegenführt
Und weit in die Erfüllung großer Gnade.
Wir aber wissen dann ob allen Zeiten
Das Ewige der Welt, die Seele spürt
Das Göttliche, dem wir entgegenschreiten.

Hans Stolzenburg, gef. im Osten 1943

Aus: „Inmitten das Herz“, Gedichte. 1943, Karl Alber, München.

An den Mohn!

Es ist wahrlich an der Zeit, endlich auch Dir einmal ein bescheidenes Lob zu singen. Hast Du uns doch nicht nur daheim als leiblicher Genuß erfreut, sondern bist uns auch jetzt im Westen in rührender Anhänglichkeit als besonderes Zeichen schlesischen Wesens und heimatlicher Sitte treugeblieben. Mancher hat seine vertraute Sprache verloren, manch einer seine alten Freunde vergessen, wenn sie Dich aber sehen und schmecken, glänzen die Augen und geraten ins Träumen.

Elternhaus und Kinderzeit mit ihren Sonntags- und Weihnachtsfreuden werden wieder lebendig. Wie vielen Kindern schenktest Du im „Nuppelfrupper“ aus mütterlichem Unverstand einen wohlthuenden, allzeit tiefen Schlaf, wie oft brachtest du Linderung der Schmerzen und Heilung! Schon unsere Vorfahren glaubten, daß Deine rote Blüte mitten in den wogenden Ähren oder im grünen Klee aus dem Blute gefallener Helden gewachsen sei. Und mancherlei verschwiegene Geheimnisse birgt Deine zerspringende Kapsel. Als „Moosammel“ oder „Mookießla“ hast Du ja wirklich schon ein fast biblisches, ehrwürdiges Alter erreicht, seit Dich die Römer zum ersten Male zu Neujahr als wertvolle Opferspeise aus dem Morgenlande ihrem Gotte darbrachten, seit Dich Fülleborn schon um 1800 im „Breslauischen Erzähler“ pries und seit Du als eines der unentbehrlichen neunerlei Weihnachtsgerichte auf unseren Tisch kamst. Dein sich selbst aussäender Samenreichtum machte Dich zu einem Sinnbilde der Fruchtbarkeit, ohne das auch die Osterzeit nicht zu denken war. Wenn Du nur Sonne und Sand und etwas Kalk hast, hältst Du gut und gerne die ersten Nachfröste aus. „Moofinken“, „Mootaschen“, „Moogimpel“ und „Moogaken“ waren unsere größte Sehnsucht, für die mancher heimliche Sechser verklitscht wurde. Das ganze Jahr hindurch konnten wir Dich ohne Überdruß Sonntag für Sonntag als „Moobabe“ genießen mit und ohne Zuckerguß-Streusel. Und je länger sie stand, desto mehr durchzog Deine ölige Feuchtigkeit den schrumpfenden Hefeteig. Und wie gern holte doch Vater zum Frühstück die Mohnbrötchen unter den Semmeln hervor. Wie sehr Du immer unser ganzes Leben geteilt hast, sagt Dir unsere Sprache, die Dir mit den scherzhaft-treffenden Schimpfwörtern „Moogot“, „Moobabe“ und „Moo-titte“ einige würdige und unumstößliche Denkmäler gesetzt hat. Ja, sogar das unentbehrlichste Kleidungsstück, unseren Bauern einst wichtiger als ein Mantel, der Regenschirm, trägt als „Moospritze“ Deinen lieben Namen.

Glaube mir, mancher westdeutsche Bauer hat Dich in Deiner Anspruchslosigkeit und Ausdauer jetzt schon anbauen, mancher Bäcker Dich auf Wunsch seiner neuen Kunden mahlen und verbacken gelernt. Und oft erkennen sich die Schlesier gegenseitig daran, daß sie nach Dir verlangen. Das haben sogar die anderen allmählich begriffen: Als ich da kurz vor Weihnachten zufällig in eine Samenhandlung geriet, fand ich zu meiner größten Überraschung den an sich geräumigen Laden wie in den besten Frühlingszeiten von einer langen Schlange geduldig anstehender Hausfrauen gefüllt, so daß ich kaum an den Ladentisch herankam. Namu, dachte ich, ob vielleicht schon wieder etwas knapp wird? Tief im Innern des Raumes drehte jemand quirlend eine große Mühle. Kaffee? Verwundert wandte ich mich schließlich an den herbeieilenden Verkäufer, um zu erfahren, was es denn hier eigentlich gäbe. Da rief er lächelnd, indem er auf die wartende Menschenmenge wies: „Schlesiertreffen! Die können ja ohne ihren geliebten Mohn keine Feiertage halten!“ Und so ist es wirklich. Nu, da lab ock sisse, mein lieber Mohn, dann schmeckst Du uns auch hier immer noch am besten!

Joachim Engelmann

Weihnachten bei schlesischen Dichtern!

*„Es ist ein Trost, der fest besteht,
daß beides, gut und schlimm, vergeht.
Nun gut: Erinnerung bau' ich an —
sie nur ist Wahrheit und kein Wahn!“*

Der bedeutendste schlesische Poet der Gegenwart: *Gerhart Hauptmann*, hat diese Worte gefunden in dem letzten Gedicht, das er wenige Wochen vor seinem Tode schrieb.

Dies Wort von der Kraft der Erinnerung aber hat er all seinen Landsleuten zugerufen, auch uns, ja grad uns, die wir nun so fern der Heimat weilen. Aus dem Garten der Erinnerung holen wir uns doch immer wieder Mut und Aufbauwillen. Dieser Garten blüht ja auch im tiefen Winter! Wenn wir ihn nicht selber verschütten und verdorren lassen unter Bitternis und Gleichgültigkeit, steht seine Pforte uns gnadenvoll offen. Und sobald wir sie durchschreiten, sind wir zu Hause.

Und wenn es draußen dunkelt und winterlich starr wird, und wenn es in uns lichtlos und bange aussieht, dann lauschen wir

sehnsüchtig dem Grundakkord unseres Lebens und fügen den voll schwingenden Akkorden „Kindheit!“, „Heimat!“ den dritten hinzu, der glöckchenleis und silberhell erklingt — er heißt *Weihnacht!*

Unsere schlesischen Dichter wurden nicht müde, davon zu künden. Gehen wir sie einmal besuchen, kreuz und quer durch die „Schläsing“! Dann kommt die Verzauberung des Gartens der Erinnerung über uns, in dem keine Uhr tickt, in dem nichts verblüht und verweht; denn was die Dichter sangen, die vielleicht schon längst im Grabe ruhen, ist ja lebendig.

Auf dem Laurentiusfriedhof in Breslau stand auf dem Denkstein *Paul Kellers* das Wort: „Heimat ist Friede“. Es waren die Schlussworte seines Romans „Heimat“. Und der und jener hielt wohl davor an und murmelte die Worte aus seinem schönsten Gedicht: „Einmal wird alles vergessen sein...“ Und schmunzelnd dachte er dann manches Geschichtchens aus „Keller Paules“ Kindheit. Der kleine Schlauberger, der später die Zeitschrift „Der Guckkasten“ herausgab, ist mit dem Guckkasten, den er vom Großvater zu Weihnachten bekommen hatte, in den Feiertagen bei den Nachbarn herumgezogen und hat das kostbare Geschenk spekulativ ausgebeutet. Für 5 Pfennige ließ er die Arnsdorfer hindurchsehen! Der Vesuv und die Hinrichtung des Schinderhannes waren die Glanzpunkte. Einen listigen Scherz stellte „Arnsdorf bei Nacht“ dar: der kleine Schieber wurde einfach nicht geöffnet, so daß die Verblüfften ins Schwarze starrten. — Übrigens liegt das famose Sanatorium „Ferien vom Ich“ recht beziehungsreich am „Weihnachtsberge“.

Am Weihnachtsberg war auch unser lieber *Carl von Holtei* beheimatet. In seinem Lebensbuche, den köstlichen schlesischen Erinnerungsbildern „Vierzig Jahre“, spricht er auch einmal von der Weihnachtsstimmung, die er bei seinen Landsleuten besonders ausgeprägt fand. Und er, der auf seinen vielen Reisen so oft „Suste nischt ack heem!“ geseufzt hat, berichtet, daß ihn die Weihnachtszeit immer in einen wahren Taumel der Freude versetzt habe, und daß er wahrhaft darauf versessen gewesen sei, den Freudenspender zu spielen. Nur leider: er hatte fast niemals Geld...

„Weihnacht! Seid still und andächtig, Gott ist in diesem Worte. Es ist seine fahrende Werkstatt, in der er zur Winterzeit durch die Lande zieht. Wo immer er hinkommt, da geraten die Menschen in seinen Bann. Er macht uns selig, wenn auch nur für einige Tage.“ Aus dem Frieden eines glätzischen Tales wehte diese Mahnung zu uns her. Sie kam von *Joseph Wittig*, der immer wieder von den

Bildschnitzern seiner engeren Heimat zu erzählen wußte. Auch sein Großvater hatte eine „Geburt Christi“ geschnitzt, und wenn die Bergleute von der Arbeit kamen, traten sie gern ins Haus und betrachteten, die Mütze in den Händen, das bewegliche Kunstwerk.

In den waldumrauschten Tälern der Gebirge gingen auch immer noch die volkstümlichen Gestalten der Sternsinger, das Christkind und Knecht Ruprecht um und sangen die Verse, die unbekannte Dichter aller Zeiten gedichtet hatten, wie August Sabel aus Münsterberg, wie Prof. Vogt in seiner Ausgabe der Adventspiele berichtet. Und die Mädels und Jungens, die da durch die Dörfer zogen, waren so erfüllt von ihrer Aufgabe, daß einmal der böse Herodes, erschüttert vom Anblick Marias und des Kindleins, sich mit rußgeschwärztem Barte zur Erde warf und mitbetete:

„Kleenes Kindla, großer Goot,
dar de Welt ei Händen hoot —“

Und die „Könige“ unter ihrer Goldpapierkrone lachten nicht — sie konnten ihn verstehen.

O wie rasend umfuhren die Stürme der Zwölfnächte immer die Kette der Riesengebirge! War nicht Rübezahl unterwegs im eisblauen Mantel? Dämonische Gewalten beugten die Wälder mit hartem Griff, begruben die Pfade unter Schneebergen. Auch die hundertjährige Linde vor dem Berghaus *Carl Hauptmanns* in Mittelschreiberhau bog sich, wie von den Fäusten eines Unholds geschüttelt. Viele Jahre hat der Dichter des „Rübezahlbuches“ dem Toben gelauscht und seine Geschichten ersonnen. Er lag im Heidekraut und fühlte sich als „Erde halb und halb doch Klingen!“, er wanderte über den Kamm, selber wie ein Berggeist in seinem wehenden Mantel. Als ein sehnsüchtiger Schlesier schrieb er den Roman „Einhart der Lächler“, und mit köstlicher Leuchtkraft schilderte er das Weihnachtsfest.

Unweit lag das Blockhaus des Dichters Reicke, indem seine Tochter, die feinsinnige *Ilse Reicke von Hülsen*, wohnte, die Dichterin der Verse vom „Ostleid“, die in unseren Herzen widerklingen.

Jenseits des Zackens stand das Faberhaus (nicht weit von Wilhelm Bölsches Wohnhaus), in dem *Hermann Stehr* seinen inneren Gesichten hingegeben lebte. Allem Dunklen, Schicksalsträchtigen in der Menschenseele mußte er lauschen, ihn erreichten noch die Stimmen der Märchen, die um Felsgrate und Waldwiesen flüsterten.

„Verjagt sind lange aus der Niederung
 die Märchen von der Hämmer Erzgetön;
 sie flohn hierher — und weben immer jung
 tiefsinnger Weisheit zauberhaft Getön . . .“

Wehen noch die Märchenschleier über unsere Heimatberge? Singt nicht vielmehr der Wind ein todtraurig Lied um einsame Hänge und öde Felder? *Arnold Ullitz*, der Oberschlesier, der Dichter des „Gauklers von London“, erlebt es so in seiner Erzählung, die er „Das letzte Märchen“ nennt. Seine Phantasie griff immer gern weit hinaus — nun kehrte sie heim, wehmütig durchflügelte sie das Reich des alten Rübzahl.

Wo das Zobtengebirge sich gen Norden in der Ebene verliert, wohnte *Paul Barsch*, der in seinem Roman „Von einem, der auszog“ sein eigenes Erleben als wandernder Handwerker erzählte. Sein verkrümmter Rücken machte das Wandern recht mühselig; in einer Geschichte hat er später berichtet, wie er zu seinem Gebrechen kam. Am Weihnachtstage mußte der arme Knabe einst eine schwere Trage voll Glas heimtragen, eine sogenannte Glaskrächze; und als er, fast erfroren und erschöpft zusammenbrechend, zu Hause ankam, war er verkrümmt. Doch die Liederseele regte sich auch in der gepreßten Brust.

Auch *Ernst Schenke* hatte sein Häuschen in Schieferstein am Zobten gebaut. Wohl Vielen sind auch heute seine köstlichen Mundartgedichte lächelnde Gefährten. Und wie gern erzählt er von weihnachtlicher Zeit! Er läßt die „Faffermannla“ aufmarschieren, er beobachtet „Hoase Langbeen“, der am Fenster zusieht, wie der Herr Förster seinen Kameraden verspeist! Und wie heiter besingt er die „Guttschmecke“ der Feiertage!

„Nu viel natierlich oo der Maga
 was merka voo a Feiertaga.
 Drim werd 'm tichtig eigegan:
 Fleesch, Kließla, Tunke, Marzipan,
 Moostrietzal, Fafferkucha, Nüsse,
 uffs saure Zeug kimmt glei is Sisse,
 uffs Sisse wieder Saures glei.
 Is hoat ju Platz, is geht ju nei.
 Leit hier nich noch awing Schuckloade?
 Ock immer har! Üm die wärsch schoade;
 nich immer werd eim doas gebota.
 Merr hotta zwoar errscht Gänsebroata . . .“

Auch so mancher heimatgebundene Brauch, wie ihn *Friede Kraze*, die Dichterin von „Land im Schatten“, etwa in ihrem Buche „Goldene Türen“ festhält, ist dahin; für sie war Weihnachten die Krönung des Jahresweges, denn die Adventzeit war bei der Großmutter in Brieg stets voll herzbeklemmender Eindrücke gewesen. Auch *Ewald Gerhard Seeliger* war in Brieg zu Hause. In seinem Buche „Schlesien, ein Buch Balladen“ hat er uns eine vollendete Weihnachtsgeschichte geschenkt. Vor 400 Jahren raffte in Goldberg die Pest fast die gesamte Einwohnerschaft dahin. Als aber die Christnacht herankam, trat aus einem Haustor ein Greis mit einem Kerzen in der Hand; er ging zum einsam liegenden Ring und stimmte dort, weil keine Glocke zur Feier rief, für sich allein in unerschrockenem Gottvertrauen ein Lied zu Christi Ehre an. Und siehe, von hier und da kam einer herzu, bis ihrer sieben beisammen waren. Sie schirmten ihre Lichter gegen den kalten Wind und stimmten ein:

„Das war ein seltsam Weihnachtsfest.

Am andern Tag erlosch die Pest.“ —

Das Christsingen auf dem Ringe bewahrte in Goldberg durch Jahrhunderte das Gedenken an jene Stunde. —

In Neumarkt war Friedrich Bischoff daheim, der den „Schlesischen Psalter“ schrieb. Besonders in dem Versband „Das Flötenlied“ erkennt man recht, wie all sein Dichten aus dem Heimatboden entsproß. Und wenn er die „Bunzlauer Kaffeekanne“ besang, um deren bauchige Wände der Junge, von der Schneeballschlacht kommend, die Hände schloß, dann lebt in uns so manche Kindheitsstunde auf, in der wir in die trauliche Wärme der Elternstube traten, voll Weihnachtsahnung und leise schnuppernd. Die „Neisser“, die „Warthaer“, die „Liegnitzer Bomben“, was gab es für Genüsse! Und das Christkind war damals noch freigebig, keine Kinderhand blieb leer. Und wenn schon das erste Lichtlein erglomm am grünen Kranz, kamen uns wohl Worte auf die Lippen, wie sie *Christa Niesel-Lessenthin* fand:

„Ein Licht ist aufgegangen,
das gibt gar hellen Schein,
wir wollen es empfangen
und uns an ihm erfreun.
Es reicht in alle Fernen,
es scheint und fragt nicht wem —
Der schönste unter den Sternen:
der Stern von Bethlehem!“

Und ganz tief in unserer Seele hören wir dann die Stimme unseres innigen Spruchdichters *Angelus Silesius* (Johann Scheffler):

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
und nicht in dir, so bleibst du ewiglich verlorn.“

Auch dieser weltflüchtige Poet richtete, wie es, nach Eichendorffs Wort, der Dichter überhaupt tut, „die Himmelsleiter auf von der schönen Erde“.

In Breslau, wo die herrliche Lindenallee zum Südpark führte, wohnte auch eine liebe alte Dichterin: *Marie Oberdieck*. An ihrer „Schlesischen Spinnstube“, in die so viele humorvolle „Verzählsel“ eingeflochten waren, haben Viele sich erfreut. Und wie gern las man ihre zarten Verse, ihre kleinen Geschichten, die „Balsamindel“, die „Summer- und Wintersaat!“

Und wenn *Hans Zuchhold* aus Liegnitz von der „Stille unter Sternen“ kündet in seinen Gedichten — dann sucht auch er den Weg aus dem Erdendunkel zum Licht, das Mensch wird zu Bethlehem. Wie der Dichter *Joseph von Eichendorff* immer wieder in musikgesättigten Liedern seine Heimat umkreist: das Schloß Lubowitz hoch über der jungen Oder: die Wälder und tiefen Gründe, die Gassen der kleinen Stadt — so leben auch wir in den Wochen vor Weihnachten besonders herzlich in dem Gedenken an schöne, versunkene Zeiten, an die Weihnachtsglocken in der „Schläsing!“, daß unsere Seelen untertauchen in jene Gartentiefen der Erinnerung, in die auch Eichendorff uns führt:

*„Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.*

*An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.*

*Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld.
Hebres Glänzen, heil'ges Schauern,
Wie so weit und still die Welt!*

*Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!“*

Dora Lotti Kretschmer

Weihnachtliches Lied aus der schlesischen Heimat

Als wir noch Kinder waren — zu Hause in Schlesien, hörten wir in jedem Jahr in der Adventszeit die Weihnachtsgeschichte. Wir hörten sie nicht allein in den Worten des Evangeliums, auch aus Krippenspielen und Liedern nahmen wir die Weihnachtsbotschaft in uns auf. In der Wärme und Sicherheit unserer behüteten Kindheit erschien uns das Geschehen, von dem da berichtet wurde, wie eine seltsame Mär aus einem fernen Land.

Nun auf einmal aber ist uns alles viel näher gerückt. Denn wir haben dies selber erlebt: Mütter, die in der Fremde, in Armut und Not ihr Kind zur Welt bringen mußten, und Kinder, deren Stimmlein zum ersten Mal am Wegrand und in Ställen ertönte.

Von hier aus gesehen, haben auch die Weihnachtslieder eine neue Saite für uns gewonnen — alle Weihnachtslieder. Die schlesischen aber sind uns besonders lieb, denn auch sie gehören zu dem kostbaren Gut, das wir, die äußerlich so Armen, aus der alten, unvergessenen Heimat mitnehmen konnten und das wir nicht verlieren dürfen.

Es gibt manches Weihnachtslied, das ein Schlesier uns schenkte. Nur einige von ihnen sind in den allgemeinen Kirchengebrauch übergegangen, so das Adventslied

*„Gott sei Dank durch alle Welt,
der sein Wort beständig hält . . .“*

des in Guhrau geborenen Fraustädter Rechtsanwaltes Heinrich Held, der 1657 in Stettin als Kämmerer starb.

*„Hosianna, Davids Sohn
kommt in Zion eingezogen“*

schrieb Benjamin Schmolck, geboren in Brauchitschdorf, Kreis Lüben. Über 1200 Lieder in 20 Sammlungen zählt das Werk des weit über die Grenzen seiner östlichen Heimat hinaus bekannten „schlesischen Chrysostomus“, wie Schmolck, der im Jahr 1737 als Pastor in Schweidnitz starb, genannt wurde.

*„Das Wort ist Fleisch worden
und hat gewohnt unter uns“*

von Valentin Triller (1555) erschien im „Schlesischen Singebuch“. Zahlreiche bekannte schlesische Lieder finden sich dagegen unter den *volksliedhaften* Weihnachtsliedern. Meist gehörten sie vor

Jahrhunderten in den Rahmen eines alten Krippenspiels, das heute lange vergessen ist. Auch von den Dichtern und Tonschöpfern, die diese schlichten Weisen einmal schufen, wissen wir kaum noch etwas. Aber die Lieder selber sind ein Stück schlesisches Volksgut geworden und leben noch heute.

Wegen des knappen zur Verfügung stehenden Raumes seien auch hier nur die Anfänge einiger solcher Lieder genannt. Wer kennt zum Beispiel nicht die beiden oberschlesischen Hirtenlieder:

*„Inmitten der Nacht,
als Hirten erwacht,
da hörte man singen
und Gloria klingen“*

oder

*„O heiliges Kind,
wir grüßen dich
mit Harfenklang
und Lobgesang.“*

Auch der folgende schlesische Weihnachtsgesang ist ziemlich bekannt:

*„Laufet, ihr Hirten,
lauft alle zugleich,
nehmet Schalmeien
und Pfeifen mit euch!“*

Weniger geläufig dürften den meisten diese beiden Lieder sein:

*„Josef, lieber Zimmermann,
mach dem Kindlein ein Wiegen! —
wenn Gottes Sohn vom Himmelsthron
muß in der Krippe liegen.
Josef, lieber Zimmermann,
das Kindlein muß ein Wiegen han.“*

Die Weise stammt aus einer Breslauer Handschrift aus dem Jahre 1626, während sich das folgende Lied in einem alten handschriftlichen mährisch-schlesischen Gesangbuch fand:

*„Süßes Kind, die Zeit ist da,
zu kehren nach der Wiegen . . .“*

Mundartlich gebraucht wurden oft:

*„Kleenes Kindla, gruößer Goot,
der de Welt eia Hända boot.“*

und

*„O Freede ieber Freede,
ihr Nupfern kummt und hiert,
wos mir durt uff der Heede
fer a Wunderding possiert!“*

Mancher, der diese Zeilen liest, wird sich erinnern, daß er diese Lieder selber schon gesungen hat und andere schlesische Weihnachtslieder dazu, die hier nicht genannt sind. Wohl bei keinem der Weihnachtsfeste, die wir auf östlicher Erde erleben durften, war aber der Wert jener Lieder für uns so groß wie heute, da sie uns in der Ferne ein wenig vom alten Zauber schlesischer Weihnachtsfreude schenken.

Barbara Hlauschka-Steffe.

Quellennachweis: „Schlesisches Provinzialgesangbuch, Verlag W. G. Korn, Breslau; „Hirtenbüchel auf die Weihnacht“ und „Die Finkensteiner Blätter“, beides Bärenreiter-Verlag, Kassel.

Gesang beim Umgang der Heiligen Drei Könige

*„Wir treten herein ohn' jeden Spott;
Ein'n schön' guten Abend, den gebe euch Gott!
Ein'n schön' guten Abend, eine fröhliche Zeit,
Die uns der Herr Christus hat bereit't.
Wir sein gezogen in großer Eil',
In dreißig Tagen vierhundert Meil'n.
Da kamen wir vor Herodes sein Haus.
Herodes, der schaute zum Fenster heraus.
Herodes, der sprach aus falschem Sinn:
Ihr lieben Weisen, wo wollt ihr hin?
Nach Bethlehem, ins jüdische Land,
Dort sind wir drei Weisen gar wohl bekannt.“*

*„Ich bin der König aus dem Mohrenland,
Die Sonne hat mich so verbrannt.
Schwarz bin ich, das weiß ich,
Die Schuld aber ist meine nicht,
Die Schuld ist meiner Kindermagd,
Weil sie mich nicht rein gewaschen hat.“*

*Hätt' sie mich gewaschen mit dem Schwamm,
So wär ich weiß wie ein Lamm;
So aber hat sie mich gewaschen mit dem Lappen,
So bin ich schwarz wie ein Rappen.
Pax vobis! Fried' sei mit euch,
Ein'n schön' guten Abend wünsch' ich euch,
Ein'n schön' guten Abend den Herren und Damen,
Ein jeder wird's nehmen in Billigkeit. Amen!"*

Der heilige Hain

Ich habe das Glück, beinahe allnächtlich und meistens sehr schön zu träumen, und also ist viel gesagt, wenn ich einen Traum, der mich vor kurzem besucht und — gesegnet hat, zu den allerwunderbarsten meines ganzen Lebens zähle.

Ich ging durch die verschneite abendliche Straße einer großen Stadt, aber es war keine Dunkelheit, sondern ein festliches Strahlen überall. Die Geschäfte zwar waren geschlossen, die zahllosen Schaufenster jedoch voll glitzernden Lichtes, und herrliche Dinge mußten hinter jedem zu sehen sein, denn die Tausende, die Leib an Leib sich auf den Bürgersteigen dahinwühlten, blieben oft in Massen davor stehen und brachen in staunende und entzückte Rufe aus wie bei Leuchtkugeln und Raketen eines Feuerwerks. Nur ich selber verweilte keine Sekunde lang, obwohl auch ich Kinder daheim hatte, die zum Heiligen Abend beschenkt sein wollten, denn mir war, als hätte ich vor mir, irgendwo, die Stimme meiner Mutter vernommen, ihren unvergessenen, schwäbischen Tonfall, und wenn ich auch, im Traum sogar, genau wußte, daß sie schon vor vierzig Jahren gestorben war, folgte ich trotzdem in höchster Erregung dem geheimnisvollen Ruf und ließ mich durch gar nichts beirren. So eilte ich also, um möglichst unbehindert vorwärts zu kommen, ganz allein mitten auf dem Fahrdamm, bog aus dem Trubel in unbelebte, finstere Gassen und kam endlich an einen Platz, den ich kannte, der aber nun auf seltsame Weise verändert war.

Hier stand nämlich ein Wald, ringsum das edle Barock alter Patrierhäuser, aber inmitten dieser Wald, der wunderbarste, den ich je gesehen hatte, ein Wald aus lauter geschmückten Weihnachtsbäumen, und auf jedem brannten mit regungsloser, goldener Flamme unzählige bunte Kerzen und beströmten die stillen, schönen Häuser mit mildem, gütigem Schein.

Ich war der einzige Mensch hier, obwohl dies holde Wunder doch viele hätte verlocken sollen. Meine Mutter sah ich nirgendwo und wußte dennoch: Ich war am Ziel, hierher hatte mich ihre Stimme gerufen. Und da — ich schrie leise auf und faßte an mein Herz —, so heftig war die jähe Freude blitzhafter Erkenntnis, da wußte ich mit einem Male, diese Weihnachtsbäume hatte ich alle schon einmal gesehen. Es waren alle Weihnachtsbäume, die mir in meinem ganzen Leben je geleuchtet hatten, von den frühesten Kinderjahren, in die eine deutliche Erinnerung überhaupt nicht hinabtauchen kann, bis zum Baum des vergangenen Weihnachtsfestes, und kraft der Hellsichtigkeit, mit der nur Träumende begnadet werden, erkannte ich Einzelheiten und holde Winzigkeiten wieder, die dem Gedächtnis des wachenden Geistes seit langem entglitten waren.

Von süßem Schauer unsäglich beglückt, stand ich unschlüssig, an welcher Stelle ich den leuchtenden Wald betreten, in welcher Richtung ich ihn durchstreifen solle. „Ist das schön!“ sagte ich und erinnerte mich lächelnd, immer im Traum, wie ich meinem kleinen Jungen vor ein paar Tagen schonend beizubringen versucht hatte, daß zu Weihnachten das Schönste und wahrhaft Unersetzliche doch nur der Baum, nie aber der Gabentisch sei, und nun wußte ich, diese väterliche Behauptung war mehr als nur pädagogische Flunkerei, sondern strahlende Wahrheit. „Ist das schön! Ach, ist das schön!“ Ich erkannte ihn wieder, den Baum, nach dessen spiegelnden Kugeln ich selbst als Kind auf dem Arm der Mutter mit winziger Hand getastet hatte, und ich vernahm noch einmal das heilige Wort, das mir die Mutter mit unbeschreiblich liebevollem Lächeln damals vorsprach, und das ich noch nicht nachlallen konnte: „Christbaum! Christbaum!“

Ich schritt voll Ehrfurcht von einem zum andern, und jeder war mir wieder vertraut, mit jedem gläsernen Schmuckstück, mit jedem silbernen Faden, die Äpfel sogar erkannte ich wieder und beispielsweise einen Pfefferkuchenmann mit einer besonders knolligen Nase aus rotem Zucker. Und die große dunkelrote Kugel, die ich als Zehnjähriger, als ich so alt war, wie jetzt mein Kleinster ist, von gespartem Gelde in einem Seifensiederladen gekauft hatte, ein überaus kostbares Stück für fünfundzwanzig Pfennige, und die gläsernen Baumspitzen erkannte ich wie alte Freunde, die nach Jahrzehnten aus fernen Ländern heimkehren und noch das gute alte Lächeln und die gleichen Augen haben. Die einst so sehr beweinte goldene Spitze darunter, die dem Vater, als er auf der Leiter stand und den Baum

schmückte, herabgefallen und in tausend feine Splitterchen zerstäubt war, und den silbernen Anker und den goldenen Schwan aus Pappe und den anderen Schwan aus weißer, beglitzerter Watte, und den rosigen kleinen Engel mit sehr gelben Locken, dessen linker Arm abgebrochen und wieder angeleimt war, und die gläsernen Tannenzapfen, durch die das Licht mit Regenbogenfarben glomm, und das Schiffchen mit einem hauchdünnen Segel aus rotem Glas und die bunten Vögelchen mit seidenfeinen Schwänzen und alles aus Glas; ja, selbst die blechernen Lichthalter erkannte ich wieder und eine gelbe Kerze, die auf besondere Weise zu einem Tropfenwulst zerschmolzen war.

„Ah, da bist du!“ sagte ich lächelnd zu einem kleinen Baum, der keine Kugeln trug, aber von Lichtern und rinnendem Silber strotzte, und es war das Bäumchen, das der Student sich einmal aufgestellt hatte in einer unvergeßlichen Dachkammer, in die es immer ein bißchen einschneite und in der, zum Ausgleich, ein gewaltiger, eiserner Ofen stand, der binnen einer rotglühenden Viertelstunde den härtesten Winter vertrieb. Ich kam an die Stelle, wo eine Lücke im wunderbaren Walde klaffte, und gedachte der Mutter, um derenwillen uns Kindern einst ein Heiliger Abend lichtlos geblieben war, weil wir sie erst im Oktober zuvor begraben hatten. Dann stand ich schon wieder in Glanz und Wärme, und ich sah den lichterreichsten und silberNSTen aller Bäume, den ersten, den ich als Vater für ein Kind geschmückt hatte.

Der nächste Baum war gleichfalls von besonderer Art und Würde, der erste und einzige von mir selber gefällte Weihnachtsbaum, im Winter 1915 aus einem russischen Walde geholt und in meinem Unterstand aufgestellt, damit ich Deutschland in der Fremde hätte. Und noch ein paar Kriegsweihnachtsbäume und dann wieder der erste Friedens- und Heimatsbaum, aber jetzt...

Ich lachte laut und blickte mich erschrocken um, doch war ich ja völlig allein. Hier stand auch er, der abenteuerlichste, botanisch edelste und zugleich komischste Christbaum meines Lebens. Ein Förster hatte mir versprochen, mir einen Baum in die Stadt hereinzubringen und mich zu guter Letzt im Stich gelassen, und ich raste in Vaterpanik durch die ganze Stadt, aber nirgends war mehr ein Baum aufzutreiben, und es dämmerte schon dem Heiligen Abend zu. „Großer Gott! Weihnachten ohne Baum! Meine armen Kinder!“ In einer Gärtnerei endlich, an der äußersten Stadtgrenze, bekam ich nach unendlichem Flehen eine silber-grünblaue australische Tanne für 43 000 Mark, denn wir hatten schon den Anfang

der Inflation, und ich lief mit der kostbaren Tanne durch den verschneiten Park und sang vor lauter Seligkeit Beethovens „Heil'ge Nacht, o gieße du, Himmelsfrieden in dies Hertz!“, bis mir ein Polizist die furchtbar schwere Hand auf die Schulter legte und mich bezichtigte, ein Baumfrevler zu sein, der diese Ziertanne im Park abgesägt habe. Es dauerte lange, ehe ich ihn von meiner sittlich einwandfreien Persönlichkeit überzeugt hatte, und unser Heiliger Abend fand vor Kindern, die schon ein bißchen geweint hatten, mit arger Verspätung statt, doch um so wundervoller klangen dann die deutschen Weihnachtslieder in den phantastischen Wipfel der australischen Tanne hinein.

Und ich erkannte die Bäume, die schon der Älteste — und mit welcher Hingabe und welchem Stolz! — statt meiner geschmückt hatte, während die Jüngeren sehnsüchtig durchs Schlüsselloch gucken mußten. Und wieder Kriegsbäume. Ernste Bäume. Zwei Söhne waren „draußen“. Der Kriegsbaum 1944! Nur noch ein Sohn im Felde, der älteste ruhte schon in Griechenland, und dieser Baum hatte nur geleuchtet, damit die kleineren Geschwister kein dunkles Weihnachtsfest hätten.

Dann war der Wald durchschritten. Das letzte Bäumchen war prunklos und trug nur sechs Kerzen, genau genommen sogar nur drei, aber wir hatten sie halbiert, um wenigstens ein bißchen an alten Glanz erinnert zu werden. Dies war der Weihnachtsbaum von 1945, der Flüchtlingsbaum. Kein Schmuckstück durchfunkelte ihn, aber eine silberne Spitze krönte ihn doch. Die hatte mein Kleinster eingekauft, aber sein Geld war knapp, und so stand er betrübt im Laden und stammelte: „Wir haben immer so schönen Christbaumschmuck gehabt, aber auf die Flucht konnten wir ihn doch nicht mitnehmen“, und da ließ ihm die freundliche Schwabenfrau die Spitze halb geschenkt.

Wie ermattet von Freude und auch von Trauer, die doch zugleich Seligkeit war, stand ich nun außerhalb des wunderbaren Waldes und blickte zurück, da war eine seltsame Veränderung geschehen: Der Wald stand nicht länger zwischen Häusern, sondern mitten auf einer ungeheuren Ebene, und viele Menschen gingen zwischen den Bäumen auf und nieder, ganz fremde, manche sogar in fremdländischer Tracht, und ich fühlte mich gekränkt, weil sie ganz einfach in mein heiliges Eigentum eingedrungen waren, und trat beunruhigt in den Wald zurück. Aber siehe, die Fremden blickten nicht böse, sondern gerührt, nicht verächtlich, sondern voll Andacht, nicht räuberisch, sondern brüderlich, und obwohl sie in

fremden Sprachen redeten, verstand ich, daß ihre Worte gütig waren.

Und jetzt geschah das Schönste und Wunderbarste: Meine Mutter, eine Verklärte, stand oder schwebte über dem Walde, alle Kerzen strahlten nur sie an, und sie hob die Hände zum Sternenhimmel, der ohne Wolkenmakel sich über die Erde spannte, und rief zwei Worte:

„Friede! Liebe!“

Aber alle Menschen im Walde verstanden die beiden Worte und riefen sie gleichfalls jeder in seiner eigenen Sprache. Es war ein Zusammenklang von unvergleichlicher Harmonie, der leuchtende Himmel senkte sich segnend, die Kerzen der Weihnachtsbäume flammten wie opfertrunken hinan, und so unerhört gewaltig war der Zusammenstrom des göttlichen und irdischen Lichtes, daß ich erwachte.

Noch lange aber verweilte dieses Traumleuchten in mir wie der Nachhall eines himmlischen Konzertes.

Arnold Ulitz



TÄGLICH ZU SINGEN

*Ich danke Gott und freue mich
wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
schön menschlich Antlitz, habe.*

*Daß ich die Sonne, Berg und Meer
und Laub und Gras kann sehen
und abends unterm Sternenheer
und lieben Monde gehen.*

*Und daß mir dann zumute ist,
als wenn wir Kinder kamen
und sahen, was der heil'ge Christ
bescheret hatte. Amen.*

*Ich danke Gott mit Saitenspiel,
daß ich kein König worden.
Ich wär geschmeichelt worden viel
und wär vielleicht verdorben.*

*Auch bet ich ihn von Herzen an,
daß ich auf dieser Erde
nicht bin ein großer reicher Mann
und auch wohl keiner werde.*

*Denn Ehr und Reichtum treibt und bläht,
hat mancherlei Gefahren.
Und vielen hat's das Herz verdreht,
die weiland wacker waren.*

*Und all das Geld und all das Gut
gewährt zwar viele Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
kann's aber doch nicht machen.*

*Und die sind doch bei Ja und Nein
ein rechter Lohn und Segen.
Drum will ich mich nicht groß kastein
des vielen Geldes wegen.*

*Gott gebe mir nur jeden Tag,
soviel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
wie sollt' er's mir nicht geben? —*

Matth. Claudius

WEIHNACHTEN

Die Tage kommen, die Tage gehn,
der schönste Tag hat kein Bestehn,
ob Lenz und Sommer schmückt die Welt,
rasch kommt der Herbst ins Stoppelfeld,
es saust, es schneit, es friert: doch dann —
das Christkind zündet die Lichter an!

O Kindeslust, o Kindertraum,
o liebesheller Weihnachtsbaum!
In dunkle Nächte glänzt dein Licht
so froh voraus, du wandelst nicht;
es sorgt der Mutter Herz, und dann —
das Christkind zündet die Lichter an!

Großmutter spricht: Nur still! Nur still!
Denn wenn ein Kind nicht warten will,
vorwitzig schaut, voll Ungeduld,
was dann geschieht, 's ist seine Schuld!
Sitz' still ein Weilchen nur, und dann —
das Christkind zündet die Lichter an!

Das Gretlein sitzt ihr stumm im Schoß,
macht nur die Augen hell und groß,
hat für sein fragend Kätzlein dort
kein Auge jetzt, kein Schmeichelwort;
Großmutter blickt so lieb, und dann —
das Christkind zündet die Lichter an! — —

Die Jahre kommen, die Jahre gehn,
der schönste Tag hat kein Bestehn,
's ist einmal so von Gott bestellt:
man scheidet täglich von der Welt!
Der dunkle Abend kommt, und dann —
das Christkind zündet die Lichter an!

G. H. Kletke

WO IST UNSERE HEIMAT ?

Heimat findet ein Mensch da, wo er seine wurzelhafte und wesenhafte Aufgabe findet, wo er nicht nur vegetiert, sondern den Ewigkeitssinn seines Lebens lebt. Aus diesem Grunde strömt Kraft und Trost, erwächst Wille und Einsatz. Aus diesem Grunde erwächst Segen. „Ich will dich segnen . . . und du sollst ein Segen sein.“ Diese Verheißung an den aus seiner Heimat berufenen Abraham will auch uns und unserer Treue gelten. Wo der Segen Gottes mit uns ist, der Segen des Kreuzes und der Gnade, wird auch das ärmste Leben reich. Segen ist nicht mit Glück und äußerem Erfolg zu verwechseln. Gesegnet sein heißt, auch mitten in aller Mühsal und Schwere der Güte Gottes gewiß sein, die mit uns ist. Gesegnet sind die, die Gott lieben, denen nach dem gewaltigen Wort des Apostels Paulus „alle Dinge zum Besten dienen“, auch ihre Heimatlosigkeit, und die darum auch anderen zum Segen werden müssen, die also in einer begnadeten Aufgabe stehen.



Joachim Konrad

(Aus der letzten evangelischen und deutschen Predigt
in der St.-Elisabeth-Kirche zu Breslau, gehalten am 30. Juni 1946)

AN DER PFORTE DES NEUEN JAHRES

*Das ist des Weges Wende.
Nun hebt voll Dank die Hände,
wohl uns, wir stehn am Tor!
Dahinter ist es helle,
es leuchtet auf der Schwelle
das junge Licht hervor.*

*Und mag in Nacht und Tagen
uns böses Schicksal schlagen,
wir bleiben doch getrost.
Uns ist zu jeder Stunde,
uns ist für jede Wunde
ein Balsam aufgelöst.*

*Die Liebe läßt auf Erden
nicht müd und irre werden
und keinen einsam stehn.
Auf, Jahr, mit Lust und Schmerzen!
Wir wolln mit reinem Herzen
durch deine Pforte gehn.*

Otto Julius Bierbaum



AUS DEM INHALT

	Seite
<i>Fritz Woike</i> Eingangsvorrede: Alles ruht in Gottes Hand	1
<i>Gerhart Hauptmann</i> Gesang der Engel (Gedicht)	2
<i>Albin Neubauer</i> Schneekoppe und Prinz-Heinrich-Baude (Federzeichnung)	3
<i>Volkslied aus Schlesien</i> Und in dem Schneegebirge	3
<i>Bischof D. Zänker</i> Vorwort: Neues Leben aus Ruinen	4
<i>Ernst Schenke</i> Monatsbesprechungen Januar—Dezember mit Eingangsvorrede von Mörike	6
<i>Matthias Claudius</i> Wir pflügen und wir streuen (Gedicht)	16
<i>Joachim Konrad</i> Heimatlied (Gedicht)	17
<i>Paul Schüffer</i> Die erste deutsche Stadt in Schlesien	18
<i>Dr. Carl Walbrach</i> Johann Heß, der Breslauer Reformator	21
<i>Matthias Claudius</i> Spruch	26
<i>M. O. Roseck</i> Aus der Geschichte des evang. Kirchen- baues in Schlesien (mit 3 Bildern)	27
<i>Lic. Hellmut Eberlein</i> Die Persönlichkeit Valentin Trotzendorfs	31
<i>Wolfgang von Eichborn</i> Im Vorgebirge	34
<i>Christa Niesel-Lessenthin</i> Mittelpunkt der Welt (Strophen) — Heitere Erzählung	37
<i>Ernst Schenke</i> Wenns ock nich schlimmer kimmt (mundartl. Gedicht)	41
<i>Ernst Schenke</i> Bei derr Mühle (mundartl. Gedicht)	42
<i>Richard Krüger</i> In der Überwindung ist Freude (Jakob Böhme, der Schuhmacher und Philosoph)	42
<i>Jakob Böhme</i> Spruch	44
<i>Waldemar v. Grumbkow</i> Mein letztes Gespräch mit Gerhart Hauptmann	44
<i>Josef Wittig</i> Das ausreichende Brot	46
<i>Johannes Scheffler</i> Spruch	50
<i>Jochen Hoffbauer</i> Tröstlicher Abschied (Erzählung)	50
<i>Friedrich v. Logau</i> Spruch	53
<i>Aus dem 18. Jahrhundert</i> Abschiedslied für die Ausziehenden als Wegzehrung im Mai 1946	54
<i>Gerhart Pohl</i> Der kleine Vinz	54

	Seite
<i>Hans Stolzenburg</i> (gef. im Osten 1943)	Vielleicht muß sein, daß wir am Ab- grund stehen (Gedicht) 59
<i>Joachim Engelmann</i>	An den Mohn! 60
<i>Dora Lotti Kretschmer</i>	Weihnachten bei schlesischen Dichtern . 61
<i>Barbara Hlauschka-Steffe</i>	Weihnächtliches Lied aus der schlesischen Heimat 67
	Gesang beim Umgang der Heiligen Drei Könige 69
<i>Arnold Ulitz</i>	Der heilige Hain 70
<i>Matthias Claudius</i>	Täglich zu singen 75
<i>G. H. Kletke</i>	Weihnachten (Gedicht) 76
<i>Joachim Konrad</i>	Wo ist unsere Heimat? (Mit Bild von A. Neubauer) 77
<i>Otto Julius Bierbaum</i>	An der Pforte des neuen Jahres (Gedicht) 78



Gesegnete
Weihnacht

wünscht die
Schlesische Evangelische
Zentralstelle, Goslar/Harz

Unterstützt unsere Schriftenkasse durch Euer
Scherflein! Postscheck-Kto.: Hannover 175 09

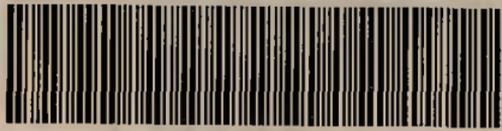
VERGESST DIE HEIMAT NICHT!
JEDER SCHLESIER LIEST DAS MONATSBLATT:

„Schlesischer Gottesfreund“

Postanschrift: (16) **Kassel, Postfach Nr. 66**

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000017156



I 873677

Druck: Nordharzer Druckerei Toegel, Goslar